

Axel Schildt

»Mach mal Pause!« Freie Zeit, Freizeitverhalten und Freizeit-Diskurse in der westdeutschen Wiederaufbau-Gesellschaft der 1950er Jahre*

»Mach mal Pause!« In dem erfolgreichen Werbespruch für eine klebrig-süße Limonade aus den USA finden sich symbolisch verdichtet die vielschichtigen Probleme einer sozialhistorischen Darstellung der Freizeit in den 1950er Jahren. Man kann die Aufforderung zur Pause nämlich auf verschiedene Weise lesen, z. B. als dringenden Appell, sich in der Anstrengung des Wiederaufbaus eine Pause zu gönnen, um dann um so besser zu funktionieren, aber auch als halb resignativ vorgetragene Bitte, sich nach der »schweren Zeit« in Krieg und Nachkrieg endlich einmal etwas zu gönnen, eine Chance zur Veränderung des eigenen Lebensstils zu nutzen. Auf jeden Fall aber bleibt die Pause auf die Arbeit bezogen, verweist auf die im Wiederaufbau besondere Betonung des stets gegebenen Primats der Arbeit, mit dem schon in den 1950er Jahren ein schwatzhafter intellektueller Diskurs über die »Freizeit-Gesellschaft« kontrastierte. Daß es sich bei dem umworbenen Getränk um ein US-Produkt in kurvig-moderner Flasche handelte, bezieht eine weitere Dimension ein, die retrospektiv gern zur illustrativen Charakterisierung der 1950er Jahre verwandt wird: Konsumistischer Zivilismus, Lässigkeit und Jugendlichkeit als vorgeschlagene Leitbilder für die Gesellschaft in einer Phase, in der sich der Erfolg des Wiederaufbaus nach dem Krieg bereits abzeichnete. Bei der historischen Rekonstruktion wird es darauf ankommen, solche Leitbilder nicht mit der Alltagsrealität jener Zeit zu verwechseln, die mindestens ebenso sehr vom Wunsch bestimmt war, nach den zurückliegenden Katastrophenjahren wieder vertraute Muster »normalen« Lebens herzustellen. Als Pointe des erwähnten Getränks mag dabei gelten, daß es eben dieses in Deutschland schon seit 1929 gab und in den 1930er Jahren von den »Volksgenossen« gern getrunken wurde¹ – eine Unterstreichung der Notwendigkeit, der Kontinuität auch scheinbarer Neuheiten der Nachkriegszeit nachzugehen.

Im folgenden Beitrag sollen zunächst wichtige materielle Rahmenbedingungen für die Freizeit in den 1950er Jahren skizziert werden: Arbeitszeiten und individuelle Zeitbudgets, räumliche Bedingungen sowie finanzielle Möglichkeiten privater Haushalte. Vor diesem Hintergrund soll das Profil des Freizeitverhaltens, wie es von der zeitgenössischen Sozialforschung ermittelt wurde, in seinen Grundzügen, vor allem hinsichtlich der Anteile von häuslich und außerhäuslich verbrachter Freizeit, dargestellt werden. Genauer eingegangen wird danach auf die Rolle der elektronischen Massenmedien Hörfunk und Fernsehen, auf Tendenzen des Freizeitverhaltens der Jugendlichen und schließlich auf den Ur-

* Dieser Beitrag basiert auf der Zusammenfassung einiger Ergebnisse meiner am Fachbereich Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg 1992 angenommenen Habilitationsschrift »Freizeit – Massenmedien – »Zeitgeist«. Studien zur sozialkulturellen Modernisierung der westdeutschen Gesellschaft der 1950er Jahre«, deren Veröffentlichung 1994 vorgesehen ist.

¹ Vgl. Hans Dieter Schäfer, Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933–1945, Berlin 1983, S. 151; Ulf Biedermann, »Ein amerikanischer Traum«. Coca-Cola: Die unglaubliche Geschichte eines 100jährigen Erfolgs, Hamburg 1985.

laubstourismus. Die sozialhistorische Rekonstruktion der Realität in solchen zentralen Feldern der Freizeit wird zum Schluß mit den zeitgenössischen Diskursen über das »Freizeitproblem« konfrontiert, die scheinbar eine ganz andere Realität zur Grundlage hatten.

I. ARBEITSZEITEN, RÄUMLICHE BEDINGUNGEN UND FINANZIELLE MÖGLICHKEITEN

Die erste Hälfte der 1950er Jahre war, bei gleichzeitigem Abbau der nach der Währungsreform entstandenen Arbeitslosigkeit und allgemeiner Ausweitung der Beschäftigung vor allem durch die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen, bestimmt von einer Verlängerung der Arbeitswoche. Je mehr es wirtschaftlich aufwärts ging, desto mehr mußte in den meisten industriellen Branchen gearbeitet werden, bis 1955 in der Industrie mit 49 Stunden die längste wöchentliche Durchschnittsarbeitszeit seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs erreicht wurde.² Auch im internationalen Vergleich war die Bundesrepublik zum Spitzenreiter bei der Länge der Arbeitswoche geworden.³ Dieses Bild außerordentlicher Kraftanstrengung im Wiederaufbau wird noch augenfälliger, wenn die – amtlich nicht erhobenen – Arbeitszeiten der landwirtschaftlichen Bevölkerung, zum Zeitpunkt der Gründung der Bundesrepublik immerhin ein Viertel aller Erwerbstätigen, einbezogen werden. Durchschnittliche tägliche Arbeitszeiten von 10 Stunden und 14 bis 15 Stunden während der Erntezeit waren dort die Regel.⁴ Die zweite Hälfte der 1950er Jahre war dann bestimmt von der beginnenden Durchsetzung der Fünf-Tage-Arbeitswoche.⁵ Der Gewinn des freien Samstags, des »langen Wochenendes«, mußte allerdings zunächst mit einer zusätzlichen Arbeitsstunde an den verbleibenden Werktagen bezahlt werden, denn die durchschnittliche tarifliche wöchentliche Arbeitszeit sank von 1956 bis 1960 für Arbeiter in der Industrie nur um drei von 47,1 auf 44,1 Stunden, für Angestellte im gleichen Zeitraum von 47,5

2 Vgl. *Martin Osterland u. a.* (Hrsg.), *Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der Industriearbeiter in der BRD*, 3. Aufl., Frankfurt/Main 1973, Tabelle 60; *Ulrich Mergner u. a.*, *Arbeitsbedingungen im Wandel – Eine Literaturstudie zur Entwicklung von Belastungen und Qualifikationsanforderungen in der BRD*, Göttingen 1975, Tabelle 10; *Edwin Schudlich*, *Die Abkehr vom Normalarbeitstag. Entwicklung der Arbeitszeiten in der Industrie der Bundesrepublik seit 1945*, Frankfurt/Main etc. 1987, S. 22; das umfangreichste Material zur langfristigen Entwicklung der Arbeitszeiten von den 1820er bis in die 1980er Jahre enthält *Eberhard K. Seifert*, *Arbeitszeit in Deutschland. Herausbildung und Entwicklung industrieller Arbeitszeiten von der frühen Industrialisierung bis zum Kampf um den 35-Stunden-Tag*, Diss. Wuppertal 1985.

3 Vgl. *Ursula Niemann*, *Zur Methodik internationaler Arbeitszeitvergleiche*, in: *WWI-Mitteilungen* 9, 1956, S. 101–103; *Georges Hartmann*, *Die Automation und unsere Zukunft. Wer morgen bestehen will, muß heute wissen, um was es geht*, Stuttgart 1957, S. 164; *Heinz Haller u. a.* (Hrsg.), *Die 40-Stunden-Woche*, Darmstadt 1955, S. 27.

4 Hinzuweisen ist besonders auf die sorgfältige Auswertung von Arbeitstagebüchern in kleinbäuerlichen Dörfern 1951/52 in der Studie von *Constantin von Dietze u. a.* (Hrsg. im Auftrage der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie), *Lebensverhältnisse in kleinbäuerlichen Dörfern. Ergebnisse einer Untersuchung in der Bundesrepublik 1952*, Hamburg etc. 1953, S. 129 ff.; vgl. *Karl Guenther Grüneisen*, *Landbevölkerung im Kraftfeld der Stadt*, Darmstadt 1952, S. 68 ff.; *Herbert Kötter*, *Struktur und Funktion von Landgemeinden im Einflußbereich einer deutschen Mittelstadt*, Darmstadt 1952, S. 128 ff.

5 Zu den ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen vgl. *Michael Schneider*, *Streit um Arbeitszeit. Geschichte des Kampfes um Arbeitszeitverkürzung in Deutschland*, Köln 1984, S. 154 ff.; *Karl-Heinz Kevelaer/Karl Hinrichs*, *Arbeitszeit und »Wirtschaftswunder« – Rahmenbedingungen des Übergangs zur 40-Stunden-Woche in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *PVS* 25, 1985, S. 52–75.

auf 44,5 Stunden.⁶ In der Regel wurde der morgendliche Arbeitsbeginn vorverlegt. Der verbleibende Zuwachs an freier Zeit wurde zudem durch eine Reihe von Faktoren relativiert. Zum einen ist wiederum auf die Vorreiterrolle der Arbeiter und Angestellten bei der Arbeitszeitverkürzung hinzuweisen, zum anderen aber stellten auch diese nicht die neue »Freizeitklasse« dar, wie das Allensbacher Institut für Demoskopie übertreibend formulierte.⁷ So war nach der offiziellen Statistik die Zahl der Überstunden während des gesamten Zeitraums der 1950er Jahre mit durchschnittlich drei Stunden in der Woche sehr hoch gewesen⁸, und gerade in kleineren Betrieben dürfte es zahlreiche »intern« abgerechnete Überstunden gegeben haben. Statistisch kaum erfaßt ist auch der vermehrte Trend zum »Zweitjob« in diesen Jahren der Arbeitszeitverkürzung – nach Schätzungen hatten einen solchen Anfang der 1960er Jahre ca. 7 % aller Arbeitnehmer.⁹ Einzubeziehen ist auch die Ausweitung der Frauenerwerbstätigkeit parallel zur allgemeinen Arbeitszeitverkürzung. Der Anteil aller mit einem lohnabhängigen Ehemann verheirateten Frauen, die erwerbstätig waren, verdoppelte sich von 12,8 % (1950) auf 26,8 % (1961).¹⁰ Mit der vermehrten Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen einher ging der Zuwachs von berufstätigen Müttern mit Kindern im schul- und vorschulpflichtigen Alter.¹¹ Daß diese »Mitarbeit« nicht der Befriedigung von »Luxus«-Ansprüchen diene, sondern zur Existenzsicherung der Familie notwendig war, belegen alle zeitgenössischen Erhebungen.

Die einhellige Zustimmung der Bevölkerung zur Fünf-Tage-Arbeitswoche¹² – trotz gewerkschaftlicher Warnungen vor einer Überbeanspruchung durch die Arbeitszeitverlängerung an den verbleibenden Werktagen¹³ – betraf weniger das absolute Quantum der gewonnenen freien Zeit als die neuen Möglichkeiten am »langen Wochenende«. Während sich für den überwiegenden Teil der berufstätigen Bevölkerung ihr persönliches werktägliches Freizeitquantum von zwei bis drei Stunden der eigenen Empfindung nach in den 1950er Jahren kaum veränderte¹⁴, entstand am Wochenende erstmals für große Teile der Arbeitnehmer die »Chance für eine nicht mehr durch Mühsal, sondern auch durch Muße bestimmte Freizeit, für ein stärker individuell bestimmtes Privatleben«, wie Josef Mooser bei seiner Be-

6 Ursula Schulz, Neuberechnung eines Index der tariflichen Wochenarbeitszeit in der gewerblichen Wirtschaft und in der öffentlichen Verwaltung, in: *Wirtschaft und Statistik (WiSta)* 12, 1960, S. 462–466; vgl. Rolf Krenkel, *Arbeitszeit und Produktivität*, Bd. 4: Volkswirtschaftliche Untersuchungen, Berlin 1962, S. 44.

7 Institut für Demoskopie Allensbach (IfD), *Die Freizeit. Eine sozialpsychologische Studie unter Arbeitern und Angestellten* (hektographiertes Typoskript 1958; Exemplar des Instituts für Weltwirtschaft Kiel), S. 1.

8 Vgl. Ursula Niemann, Die Überstunden in den verschiedenen Industriezweigen, in: *WWI-Mitteilungen* 7, 1954, S. 180–182; Mergner u. a., Tabelle 12; Schudlich, S. 170 f.

9 Vgl. Eike Ballerstedt u. a., *Soziologischer Almanach. Handbuch gesellschaftspolitischer Daten und Indikatoren für die Bundesrepublik*, Frankfurt/Main etc. 1975, S. 265.

10 Vgl. Walter Müller, Frauenerwerbstätigkeit im Lebenslauf, in: *Ders. u. a., Strukturwandel der Frauenarbeit 1880–1980*, Frankfurt/Main etc. 1983; vgl. Karl Schwarz, Umfang der Frauenerwerbstätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Erwerbsbeteiligung und Arbeitszeiten, in: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 11, 1985, S. 241–260.

11 Vgl. Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.), *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart 1988, S. 299.

12 IfD, *Freizeit*, S. 16.

13 Vgl. Schudlich, S. 25.

14 Vgl. die einschlägige (1952 begonnene) demoskopische Zeitreihe bei Pavel Uttitz, Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Entwicklung des Freizeitverhaltens von 1953 bis 1980 in der Bundesrepublik Deutschland, in: *ZA-Information* (hrsg. vom Zentralarchiv für empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln) 15, 1984, S. 17–37, hier S. 31.

schreibung des »Abschieds von der ›Proletarität« in jenen Jahren hervorhob.¹⁵ Allerdings sind auch bezüglich des Wochenendes wiederum Einschränkungen zu machen. Inwiefern es nicht auch als Kompensation für die Verlängerung der Arbeitszeiten an den übrigen Werktagen und des zunehmenden Arbeitstempos benötigt wurde, läßt sich nicht beantworten, da hierfür eine differenzierte Analyse der verschiedenen Trends in der Arbeitswelt – Abnahme körperlicher Arbeit bei zunehmenden Anforderungen an die Konzentrationsfähigkeit etc.¹⁶ – notwendig wäre. Aber zumindest eine Gruppe von »Freizeitverlierern« läßt sich ausmachen: Die berufstätigen Mütter mit Familienhaushalt konnten am Wochenende – trotz der Anschaffung moderner technischer Geräte wie Staubsauger und Kühlschrank, für die sie ja wiederum mitarbeiteten – nur über wenig Zeit verfügen.¹⁷

Die räumlichen Rahmenbedingungen für die Freizeit in der Wiederaufbau-Gesellschaft sind unter zwei Gesichtspunkten zu betrachten. Zum einen sind die durchschnittlich miserablen Wohnverhältnisse als Hintergrund für alle häuslichen Aktivitäten am Feierabend und am Wochenende einzubeziehen – vor allem die Enge und Überfüllung der Wohnungen und die fehlenden Möglichkeiten des individuellen Rückzugs –, zum anderen ist die Wohnung als entscheidender Orientierungspunkt für das Wünschen und Trachten großer Teile der westdeutschen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg in Rechnung zu stellen. Für eine eigene abgeschlossene Wohnung oder gar für ein Eigenheim nahm man große Anstrengungen und finanzielle Opfer auf sich, die wiederum in Form von Überstunden und Eigenarbeit die Freizeit tangierten.

Die Situation des Jahres 1950 unterschied sich hinsichtlich der Wohnraumverhältnisse noch nicht grundlegend von derjenigen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Auf 100 Personen kamen 20 Wohnungen, 1939 waren es 27 gewesen.¹⁸ Jeweils drei Haushalte teilten sich nun zwei Wohnungen. Die Wohnungswirtschaftler Julius Brecht und Erich Klabunde sprachen sogar von einem »mittelalterlichen Zustand« und meinten dies mit Blick auf die „Wiederherstellung historisch überholter Wohngemeinschaften durch die Wohnungs-

15 *Josef Mooser*, Abschied von der ›Proletarität‹. Sozialstruktur und Lage der Arbeiterschaft in der Bundesrepublik in historischer Perspektive, in *Werner Conze/M. Rainer Lepsius* (Hrsg.), Sozialgeschichte der Bundesrepublik. Beiträge zum Kontinuitätsproblem, Stuttgart 1983, S. 143–186, Zitat S. 163.

16 Zum Stand der Automation im letzten Drittel der 1950er Jahre vgl. vor allem die differenzierten Untersuchungen über die Elektro-, Automobil-, Chemie- und die Erdölverarbeitende Industrie sowie für den Versandhandel und die Büroarbeit in *Harry W. Zimmermann* (Hrsg. im Auftrag der List-Gesellschaft e.V.), Aspekte der Automation. Die Frankfurter Tagung der List-Gesellschaft, Basel/Tübingen 1960; zusammenfassend für die 1950er und 1960er Jahre *Luitpold Uhlmann/Gerhard Huber*, Technischer und struktureller Wandel in der wachsenden Wirtschaft, Frankfurt/Main 1971; statistische Angaben aus der Arbeitsmedizin bei *Mergner u. a.*, S. 137 ff.; vgl. allgemein auch *Jürgen P. Rinderspacher*, Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit, Frankfurt/Main 1985.

17 Nach den wenigen diesbezüglichen zeitgenössischen Studien gab es erst seit der Mitte der 1960er Jahre eine spürbare Abnahme des Zeitaufwandes für Haus- und Erziehungsarbeit. Vgl. die Zusammenstellung bei *Ulrich Lakemann*, Das Aktivitätsspektrum privater Haushalte in der Bundesrepublik Deutschland 1950 bis 1980: Zeitliche und inhaltliche Veränderungen von Erwerbstätigkeiten, unbezahlten Arbeiten und Freizeitaktivitäten. Eine vergleichende Auswertung empirischer Untersuchungen, Berlin 1984, S. 50 ff.

18 *Gustav Wilhelm Harmssen*, Am Ende der Demontage. Sechs Jahre Reparationspolitik, Bremen 1951, S. 145; aufgrund statistischer Lücken sind langfristige Vergleiche der Wohnungsversorgung nur als Schätzwerte zu verstehen. Die Wohnungen waren im übrigen 1939 durchschnittlich größer gewesen als 1950.

not«.¹⁹ Vor allem das Untermieterdasein wurde zum Massenschicksal, gab es doch 1950 kaum weniger Untermieter- als Hauptmieter-Haushalte (35 bzw. 40 % aller Haushalte).²⁰ Daraus resultierten häufig unwürdige zwischenmenschliche Beziehungen, wenn z. B. der Besuch alleinstehender Männer oder Frauen – diese Personengruppe hatte in der Regel keine Chance, vom Wohnungsamt eine eigene Wohnung zugeteilt zu bekommen – von Vermietern bzw. Hauptmietern kontrolliert und um 22 Uhr herauskomplimentiert wurde.

Ein Blick auf die Kochgelegenheiten veranschaulicht das Bild der drangvollen Enge in den meisten westdeutschen Wohnungen. Von den 14,6 Millionen Haushalten in »Normalwohnungen« – vor allem in den Großstädten wohnten viele Menschen noch in Notunterkünften aller Art – verfügten 1950 nur ca. 60 % über eine Kochstelle zur alleinigen Benutzung; vier Millionen Haushalte hatten nur eine behelfsmäßige Kochstelle oder gar keine Kochgelegenheit.²¹

Der anhaltende Zustrom von Vertriebenen und Flüchtlingen war ein wichtiger Grund, warum sich die Wohnungssituation trotz großer Anstrengungen im Wohnungsbau nur langsam normalisierte. Bei einer bundesdeutschen Repräsentativbefragung des EMNID-Instituts 1955 traf man jeden fünften Arbeiterhaushalt in einer Mansarden- oder Kellerwohnung an, ein Drittel der Bevölkerung hielt eine sofortige Änderung ihrer Wohnsituation für erforderlich und 10 % führten familiäre Streitigkeiten auf diese zurück.²²

Erst seit der Mitte der 1950er Jahre ging der extreme Armutsstandard der Nachkriegszeit in den von Wohnungswirtschaftlern geforderten »Minimalstandard« über, nach dem einer Person ein Raum zustehen sollte – ein Durchschnittswert, der in den 1920er und 1930er Jahren schon fast erreicht worden war.²³ Aber noch 1960 war im Bundesdurchschnitt ein Sechstel, in Hamburg und Niedersachsen sogar ein Viertel aller Wohnungen mit mehr als einem Haushalt belegt.²⁴

Die Lösung der Wohnungsfrage, und das hieß der Bezug einer eigenen abgeschlossenen Wohnung, war deshalb während des gesamten Jahrzehnts eine zentrale Frage für viele Menschen. Die herausragende Bedeutung der Wohnungsfindung als das entscheidende Datum für die Trennung der schlechten, als historisch empfundenen Kriegs- und Nachkriegszeit und der Jahre stetiger Verbesserung der Lebensverhältnisse ist in autobiographischen und sozialhistorischen Untersuchungen des öfteren festgestellt worden.²⁵ Eine abgeschlossene eigene Wohnung zu erhalten, wurde in den 1950er Jahren als ein solches Glück empfunden, daß dabei höhere Mieten als zuvor oder Hellhörigkeiten als belanglos erschienen, und selbst die von heute aus gesehen karg bemessenen anfänglichen Wohnungsgrößen im Sozialen Wohnungsbau (weniger als 50 qm für eine vierköpfige Familie), vom Volks-

19 *Julius Brecht/Erich Klabunde*, Wohnungswirtschaft in unserer Zeit, Hamburg 1950, S. 8.

20 *Ingrid und Ulfert Herlyn*, Wohnverhältnisse in der Bundesrepublik, 2. Aufl., Frankfurt/Main etc. 1983, S. 66.

21 Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1954, S. 266 f.

22 *Rolf Fröhner u. a.*, Familie und Ehe. Probleme in den deutschen Familien der Gegenwart, Bielefeld 1956, S. 292 ff.

23 Vgl. *Peter J. Deneffe*, Belegungsdichte, in: *Hermann Wandersleb* (Hrsg.), Handwörterbuch des Städtebaues, Wohnungs- und Siedlungswesens, Bd. 1, Stuttgart etc. 1959, S. 487–489.

24 Vgl. die I v H-Zusatzerhebung 1960 zur Wohnungsstatistik, in: *WiSta* 12, 1960, S. 581–586.

25 Vgl. *Albrecht Lehmann*, Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt/Main etc. 1983, S. 165 ff.; *Everhard Holtmann*, Neues Heim in neuer Heimat. Flüchtlingswohnungsbau und westdeutsche Aufbaukultur der beginnenden 50er Jahre, in: *Axel Schildt/Arnold Sywottek* (Hrsg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/Main 1988, S. 360–381; *Axel Schildt*, Die Grindelhochhäuser. Eine Sozialgeschichte der ersten deutschen Wohnhochhausanlage. Hamburg-Grindelberg 1945–1956, Hamburg 1988, S. 141 ff.

mund bereits bald als »Wohnlokos mit Kochnische und germanischem Hockergrab« (Sitzbadewanne) bspöttelt²⁶, bedeuteten für die meisten Mieter eine Erweiterung der ihnen zur Verfügung stehenden Wohnfläche. Dies ist auch einer der Gründe dafür, daß die Propaganda für funktionelle, moderne Möbel zunächst wenig Erfolg zeitigte. Vorherrschend blieb das Ideal der »guten Stube« mit wuchtigem Wohnzimmerschrank und klobigen Polstersesseln des »Markenzeichens« »Gelsenkirchener Barock«. ²⁷ Typisch für den Massenwohnungsbau jener Jahre waren Grundrisse, die neben dem Wohnschlafzimmer oder Wohnzimmer und separatem Elternschlafraum immerhin eigene, wenn auch extrem kleine Kinderzimmer aufwiesen. Dies förderte die Befestigung kleinfamiliärer Muster, die bereits von zeitgenössischen Beobachtern in kritischer Absicht als prägend für den Lebensstil hervorgehoben wurden.

Jürgen Habermas sprach von einer »Regression in den kleinfamiliären Gruppenegoismus«²⁸, Hans-Paul Bahrdt prägte die Formel vom »privaten Heim als Fluchtburg«. ²⁹ Aber das kritisierte Verhalten war nach den Erfahrungen und Situationen des Wohnens in der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht verwunderlich. Das Bedürfnis nach mehr Raum führte in den 1950er Jahren häufig nicht zu außerhäuslichen Aktivitäten, sondern erschien als Wunsch nach mehr Innen(Wohnungs)-Raum, der mit zunehmender wirtschaftlicher Besserstellung Platz griff. Deutlich festzustellen ist die Tendenz eines Übergangs von der drei- zur vierräumigen Wohnung für Familienhaushalte im Neubau.³⁰ Diese Raumausweitung konnte häufig nicht im groß- bzw. kernstädtischen Mietwohnungsbau realisiert werden, sondern wies ins Eigenheim an der Peripherie der Ballungszentren oder in gerade baulandmäßig erschlossenen, vormals landwirtschaftlichen Regionen. Ungefähr ein Viertel aller westdeutschen Haushalte verfügte zu Beginn des Jahrzehnts über ein Eigenheim, ungefähr ein Drittel war es am Ende des Jahrzehnts.³¹ Beim Eigenheimbau, von der Bundesregierung seit der Mitte der 1950er Jahre forciert gefördert, wurde in der Regel vorausgesetzt, daß die späteren Besitzer »ständige Mitarbeiter« des Architekten und der Bauleute wären und in ihrer freien Zeit ein hohes Maß an Eigenleistungen zu erbringen hätten. Als hinderliche Rahmenbedingung für andere Aktivitäten in der Freizeit muß die räumliche Enge und die starke Konzentration auf die Verbesserung der Wohnsituation im Zusammenhang mit den dadurch vielfach angespannten familiären Beziehungen sehr hoch bewertet werden. Im Zusammenhang mit den an Werktagen äußerst knappen Zeitbudgets enthüllt sich noch weitergehend eine Situation, die von der Anstrengung bestimmt war, aus Enge und Armut zu entfliehen und dafür auch auf Freizeitgenüsse zu verzichten.

26 Joachim Stave, *Wie die Leute reden. Betrachtungen über 15 Jahre Deutsch in der Bundesrepublik*, Lüneburg 1964, S. 14.

27 Vgl. Hans-Paul Bahrdt, *Die gute Stube muß ernst genommen werden*, in: *Baukunst und Werkform* 7, 1954, S. 65–67; Alphons Silbermann, *Vom Wohnen der Deutschen. Eine soziologische Studie über das Wohnerlebnis*, Köln etc. 1963; Christian Borngräber, *Nierentisch und Schrippendale. Hinweise auf Architektur und Design*, in: Dieter Bänsch (Hrsg.), *Die fünfziger Jahre. Beiträge zu Politik und Kultur*, Tübingen 1985, S. 223–258.

28 Jürgen Habermas, *Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit*, in: Gerhard Funke (Hrsg.), *Konkrete Vernunft. Festschrift für Erich Rothacker*, Bonn 1958, S. 219–231, Zitat S. 227.

29 Hans-Paul Bahrdt, *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*, Reinbek 1961, S. 105.

30 Dieter Häring, *Zur Geschichte und Wirkung staatlicher Interventionen im Wohnungssektor. Gesellschaftliche und sozialpolitische Aspekte der Wohnungspolitik in Deutschland*, Hamburg 1974, S. 238.

31 Vgl. Wolfgang Glatzer, *Ziele, Standards und soziale Indikatoren für die Wohnungsversorgung*, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), *Lebensbedingungen in der Bundesrepublik Deutschland. Sozialer Wandel und Wohlfahrtsentwicklung*, Frankfurt/Main etc. 1977, S. 575–675, hier S. 645.

Einzubeziehen sind auch die finanziellen Mittel der privaten Haushalte in den 1950er Jahren. Die Löhne und Einkommen aus unselbständiger Arbeit entsprachen von der Kaufkraft her um 1950 ungefähr denen von 1938/39, und dieses Niveau wiederum war vorher lediglich zu zwei Zeitpunkten erreicht worden: 1913/14 am Ende eines lange dauernden wirtschaftlichen Aufstiegs im Kaiserreich und 1928/29 auf dem Höhepunkt der kurzen Prosperität in der Weimarer Republik. Dazwischen lagen Phasen der Verarmung und Massenarbeitslosigkeit durch Inflation, Weltwirtschaftskrise, Kriegs- und Nachkriegszeit. Insofern konnte sich in der Bevölkerung Anfang der 1950er Jahre allmählich die Hoffnung ausbreiten, wieder guten Zeiten entgegenzugehen. Allerdings hatten viele keine Rücklagen mehr, Sparguthaben waren mit der Währungsreform minimiert, persönliche Habe in Bombennächten und Nachkriegswirren eingebüßt worden. Zudem gab es verbreitete Ängste, daß der wirtschaftliche Aufschwung wieder nicht von langer Dauer sein würde – immerhin herrschte um 1950 eine sehr hohe Arbeitslosigkeit.

Vor diesem Hintergrund bildete der steile und lang dauernde Anstieg der Löhne und Gehälter im Wiederaufbau – bis zum Ende der »Ära Adenauer« verdoppelten sich die Nettoverdienste aus unselbständiger Arbeit – eine beispiellose generationentypische Erfahrung.³² Während die Verbrauchsstruktur privater Haushalte³³ Anfang der 1950er Jahre bei fast allen Posten noch den Werten der Zwischenkriegszeit entsprach, sank danach vor allem der Anteil der Ausgaben für Nahrungs- und Genußmittel rasch, ein besonders deutlicher Ausdruck des steigenden Wohlstands. Am Ende des Jahrzehnts überwog der »elastische« oder »Wahl-« erstmals den »starreren« oder »Zwangbedarf« der privaten Haushalte.³⁴ Angemessen ist nicht das gern kolportierte Bild von »Konsumwellen«, auf denen die westdeutsche Bevölkerung nach der Sättigung mit zuvor entbehrten Nahrungsmitteln immer feineren Genüssen entgegenritt (es folgten dieser Vorstellung gemäß u. a. Bekleidungs-, »Edelfreß«- und Elektrowelle). Eher können die 1950er Jahre als der Beginn des Übergangs vom notwendigen zum innerhalb enger Grenzen individuell gewählten Konsum gekennzeichnet werden. Symptomatisch war es, daß sich die Sparquote (Anteil des gesparten an der Summe des verfügbaren Einkommens) rascher steigerte als die Einkommen; sie verdreifachte sich nahezu von 3,2 % (1950) auf 8,7 % (1960).³⁵ Sparen für den Ersatzbedarf an Hausrat und Einrichtungsgegenständen, Vorsorge für schlechte Zeiten und vor al-

32 Vgl. *Josef Mooser*, Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt/Main 1984, S. 73 ff.; *Arnold Sywottek*, Konsum, Mobilität, Freizeit. Tendenzen gesellschaftlichen Wandels, in: *Martin Broszat* (Hrsg.), Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte, München 1990, S. 95–111; *Werner Polster*, Wandlungen der Lebensweise im Spiegel der Konsumententwicklung – Vom Dienstleistungskonsum zum demokratischen Warenkonsum, in: *Klaus Voy u. a.* (Hrsg.), Gesellschaftliche Transformationsprozesse und materielle Lebensweise, Marburg 1991, S. 193–262; *Ditmar Brock*, Der schwierige Weg in die Moderne. Umwälzungen in der Lebensführung der deutschen Arbeiter zwischen 1850 und 1980, Frankfurt/Main etc. 1991, S. 193 ff.; für die gesamte Nachkriegsentwicklung vgl. auch *Bernhard Schäfers*, Sozialstruktur und Wandel der Bundesrepublik Deutschland. Ein Studienbuch zu ihrer Sozialgeschichte, 5. Aufl., Stuttgart 1990.

33 Vgl. *Michael Wildt*, Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950–1963, in: *Klaus Tenfelde* (Hrsg.), Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 573–610, auch für das folgende.

34 Als »starrer« Bedarf gilt derjenige Teil des Haushaltseinkommens, der für die Lebenshaltung unumgänglich ist. Was im einzelnen dazu gehört, ist allerdings unter den Statistikern nicht völlig vereinheitlicht.

35 Vgl. detailliert *Reinhold Exo*, Die Entwicklung der sozialen und ökonomischen Struktur der Ersparnisbildung in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1967; *Walter Kaiser/Arnold Zerwas*, Die Struktur des Sparens in der Bundesrepublik Deutschland von 1950 bis 1967. Statistisches Material und methodische Erläuterungen, Berlin 1970.

lem das Bausparen – es stieg bis 1960 auf einen Indexstand von 1148 (1950 = 100)³⁶ – prägten in starkem Maße das Verhalten. Nur selten wurden für die Anschaffung von langlebigen Konsumgütern Teilzahlungskredite in Anspruch genommen – am ehesten noch für Autos und Fernsehgeräte. Die Reserven der Bevölkerung gegen »Pumpgeschäfte« zeigt die Tatsache, daß der Anteil der Teilzahlungskäufe an den Ausgaben der privaten Haushalte trotz intensiver Werbung immer weiter zurückging. Nach demoskopischen Erhebungen hatten 1953 25 %, 1958 17 % und 1964 nur noch 11 % aller Haushalte Ratenverpflichtungen zu erfüllen.³⁷

Aus der Art der Anschaffungen in den 1950er und frühen 1960er Jahren ergeben sich Hinweise auf das Freizeitverhalten. Das Auto z. B. erweiterte die Möglichkeiten in der Freizeit beträchtlich; zugleich aber wurden die neuen Möglichkeiten vielfach mit zusätzlichen Belastungen erkaufte. Das neue Auto war angesichts weiter Arbeitswege häufig eine Erleichterung, die nur durch zusätzliche Überstunden zu finanzieren war. Dieses Doppeltgesicht der Vermehrung von Möglichkeiten oder Erleichterung von häuslichen Arbeiten, die aber wegen damit einhergehender Belastungen nicht immer realisiert wurden, trugen die seit dem letzten Drittel der 1950er Jahre verstärkt angeschafften langlebigen Konsumgüter generell.³⁸ Hier werden Verrechnungen kaum möglich sein, und die Doppelfunktion zahlreicher Gegenstände für Freizeit und Arbeit bzw. Arbeitsweg, z. B. Radio oder Auto, kompliziert die Zuordnung zusätzlich. Zu betonen ist im übrigen, daß auch Anfang der 1960er Jahre die durchschnittliche Ausstattung der Haushalte – gemessen an heutigen selbstverständlichen Standards – recht bescheiden war: Einen Kühlschrank besaß 1962/63 jeder zweite Haushalt, eine Waschmaschine aber nur jeder vierte; auch einen PKW hatte nur jeder vierte Haushalt, einen Fernseher jeder dritte, ein Telefon stand nur in jedem achten Haushalt. Die westdeutsche Gesellschaft befand sich hinsichtlich solcher Dinge erst am Anfang einer Boomentwicklung, die am Ende der 1950er Jahre eingesetzt hatte.

Während die großen Sparleistungen für Hausbau, Wohnungseinrichtung, das eigene Auto und elektrische Geräte für Küche und Waschkeller, die durch Möglichkeiten der Arbeitersparnis wie die Waschmaschine indirekte oder wie das Auto neben ihrem Hauptzweck als Verkehrsmittel für den Arbeitsweg auch direkte Möglichkeiten für die Freizeit boten, beim Konsumverhalten der Westdeutschen Vorrang genossen, stagnierten die Ausgabenanteile für Freizeitvergnügungen aller Art, die allerdings statistisch (im Posten »Bildung und Unterhaltung«) nicht exakt ermittelt wurden.

Fast 50 Stunden Arbeit in einer Woche mit sechs Werktagen bis zur Mitte der 1950er Jahre, danach Rückgang der Arbeitszeit im Ausmaß von drei bis vier Stunden bis 1960, Gewinn eines freien Sonnabends und damit eines längeren Wochenendes gegen Mehrarbeit von einer Stunde an den verbleibenden Werktagen; Konzentration auf das Wieder- und Neueinrichten in zunächst äußerst beengten und kargen Wohnverhältnissen, dann eine Ausweitung des häuslichen Innenraums um ein Zimmer im Laufe des Jahrzehnts und Verbesserung der »Wohnqualität« durch Anschaffungen von Einrichtungsgegenständen und Geräten – vom Kühlschrank bis zum Staubsauger; Verwendung des Einkommenszuwachses zum Sparen auf diese Anschaffungen, unter die auch langlebige Konsumgüter mit Frei-

36 *Exo*, S. 88.

37 Vgl. EMNID-Informationen 10, 1958, Nr. 7; *Dieter Claessens u. a.*, Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland, Düsseldorf etc. 1965, S. 243.

38 Vgl. zeitgenössisches Material in: DIVO-Institut (Hrsg.), *Der westdeutsche Markt in Zahlen*. Ein Handbuch für Forschung, Werbung und Verkauf, Frankfurt/Main 1958, S. 105; *Josef Benne-mann*, *Verbrauch und Verbrauchswandlungen*. Die Bestimmungsfaktoren des Verbrauchs als Basis der Motive struktureller Verbrauchswandlungen, Diss. Erlangen-Nürnberg 1962; die Ergebnisse der ersten amtlichen Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1962/63 skizziert *Wildt*, S. 604 ff.

zeitfunktion fielen. So ließe sich der geschilderte Hintergrund für das Freizeitverhalten in den 1950er Jahren summarisch zusammenfassen.

II. UMRISSE DES FREIZEITVERHALTENS

Beim sechsten »Europäischen Gespräch« des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Recklinghausen 1957 forderte der Journalist Thilo Koch dringlich »eine Art Kinsey-Report über die Freizeit, genauer: über das Freizeitverhalten der deutschen Bevölkerung«. ³⁹ Aber diese Feststellung des Desiderats erfolgte erst zu einer Zeit, als die öffentliche Freizeitdiskussion bereits in vollem Gange war, und es dauerte dann noch, bis um 1960 die empirische Erkundung des Freizeitverhaltens in breitem Maße einsetzte. Für die erste Hälfte der 1950er Jahre läßt sich dagegen zwar auch im nachhinein kein »Kinsey-Report des Freizeitverhaltens« rekonstruieren – dazu ist die Datenlage zu dürftig –, aber es sollen aus den wenigen einschlägigen zeitgenössischen Untersuchungen zumindest Umriss des Freizeitverhaltens geschildert werden. ⁴⁰

Die erste soziologische Monographie zur Freizeit in der Bundesrepublik ist wohl eine im Rahmen des sogenannten »Darmstadt-Projekts« entstandene Dissertation, in der im Blick auf Zeitbudgets und finanzielle Möglichkeiten der Bevölkerung als zentrale Beobachtung 1950 formuliert wurde: »Für Freizeittätigkeiten oder Vergnügungen bleibt kaum etwas übrig.« ⁴¹ Der Soziologe Gerhard Baumert ließ in seiner gleichzeitigen Studie über die Nachkriegsjugend ein Schulkind aus dessen Blickwinkel einen typischen Werktag schildern:

»Mein Vater kommt abends sehr spät nach Hause. Morgens muß er früh wieder weg. Meine Mutter muß morgens um 6 Uhr 30 aufstehen. Dann muß sie uns wecken, damit wir in die Schule kommen, dann muß sie kochen und muß die Betten machen. Wenn wir von der Schule kommen, ist das Essen fertig, dann kommt mein Vater um 13 Uhr nach Hause. Dann können wir essen. Um 13 Uhr 30 muß er wieder fort. Meine Geschwister und ich machen dann Schulaufgaben, und meine Mutter spült die Teller ab. Dann setzt sie sich hin und näht, stopft und flickt. Dann muß sie hier hin und dann muß sie dort hin. So geht es täglich. Meine Geschwister gehen in die Höhere Schule. Wenn sie nach Hause kommen, machen sie Schulaufgaben, das dauert den ganzen Tag. Dann trinken wir Kaffee, dann machen sie weiter. Dann sind sie fertig. Wir spielen noch einige Spiele, bis das Nachtessen fertig ist. Dann essen wir und gehen gleich ins Bett.« ⁴²

Das hier erzählte tägliche gemeinsame Mittagessen, für das der Vater eine halbe Stunde nach Hause kam, war in den 1950er Jahren nicht allein in der landwirtschaftlichen Bevölkerung die Regel. Nach einer Baden-Württemberger Erhebung von 1954 waren insgesamt zwei Drittel der Bevölkerung in dieser halben Stunde zu Hause anzutreffen. ⁴³ Ein Ratgeber

³⁹ Thilo Koch, Die anbietenden Freizeitmächte, in: Richard Becker (Hrsg. im Auftrag des Deutschen Gewerkschaftsbundes), Die freie Zeit. Probleme der Freizeit in der Industriegesellschaft (Sechstes Europäisches Gespräch in der Engelsburg Recklinghausen vom 14. bis 27. Juni 1957), Düsseldorf o. J. [1958], S. 39–46, Zitat S. 42; Koch sprach hier den DGB als möglichen Geldgeber für eine solche Untersuchung an.

⁴⁰ Ein Problem für die Vergleichbarkeit vor allem der demoskopischen Studien bildet die ständig wechselnde Anlage und Fragemethodik (z. B. nach Wünschen oder realem Verhalten), abgesehen von dem zunächst noch arg ungeschliffenen soziologischen Handwerkszeug.

⁴¹ Martin Samuel Allwood, Die Freizeitgestaltung der arbeitenden Bevölkerung in Darmstadt, Diss. Darmstadt 1953, S. 49.

⁴² Gerhard Baumert, Jugend in der Nachkriegszeit. Lebensverhältnisse und Reaktionsweisen, Darmstadt 1952, S. 60.

⁴³ IfD, Die Rundfunkhörer: Tagesablauf, Hörgewohnheiten, Wirkung von Programmumstellungen –

für »modernes Wohnen« aus jenem Jahr sah innerhalb eines familiären Verlaufsplans exakt diesen Zeitraum für das gemeinsame Mittagessen vor.⁴⁴ Was das abendliche Eintreffen im Haus angeht, so kehrten zwei Drittel der Arbeitnehmer erst nach 18 Uhr zurück. Abendliche Ruhe stellte sich danach in vielen Familien als Erschöpfungszustand und monotoner Ausklang des Tages sozusagen automatisch ein.

Gunther Lehmann, Direktor des Max-Planck-Instituts für Arbeitsphysiologie, machte auf den zentralen Stellenwert des regenerativen Moments aufmerksam. Das »Bedürfnis nach Stille« sei »oft wesentlicher [. . .] als alle anderen Wünsche für die Freizeit« nach einem von Lärm und Hektik bestimmten Arbeitstag.⁴⁵ Den zeitgenössischen Sozialforschern drängte sich immer wieder das Bild einer »hartnäckig verteidigten häuslichen Intimität«⁴⁶ auf. Die Dichte sozialer Kommunikation, gemessen am Umfang des Freundes- und Bekanntenkreises und der Häufigkeit von außerfamiliären Kontakten, war Anfang der 1950er Jahre erheblich geringer als eine Generation später. Nach einer bundesweiten Vergleichsumfrage traf sich 1950 ein Viertel der Bevölkerung einmal in der Woche mit Freunden oder Bekannten, 1980 war es die Hälfte – eine Tatsache, die die beliebte soziologische These von der zunehmenden Isolation der Kernfamilie widerlegt⁴⁷; eher sind die 1950er Jahre diesbezüglich wohl als historisch erklärbar Ausnahmesituation zu sehen. Selbst die katholische Kirche, die traditionell familiäre Häuslichkeit durchaus propagierte, warnte vor einem »Einbunkern« in der Familie und vor einem »mißtrauischen voreinander verschließen«.⁴⁸ Die Familienzentriertheit war dabei nicht nur von den materiellen Umständen erzwungen worden, denn »je reichhaltiger die Freizeit« ausfiel, so das Ergebnis einer breit angelegten Stichtagsuntersuchung 1956, desto mehr kam dies der »familiären Gesellung zugute«.⁴⁹ An dieser zeitbedingten Familienzentriertheit prallten auch die von Soziologen und Stadtplanern eifrig propagierten Nachbarschaftskonzepte, die vor allem der Heilung großstädtischer Entfremdung dienen sollten, als illusionäre Wunschbilder ab, wie spätestens Ende der 1950er Jahre konstatiert werden mußte⁵⁰; selbst auf dem Dorf wurden Lockerungen nachbarlicher Bindungen deutlich registriert.⁵¹

beobachtet durch Stichtagsbefragungen im Einzugsgebiet des SDR 1953/54, hekt. Typoskript o. J. [1954], in: Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt/Main (DRA), SDR 6/024.

44 Erika Brödner, *Modernes Wohnen*, München 1954, S. 27.

45 Gunther Lehmann, *Der Lärm als Problem der modernen Zivilisation*, in: *Universitas* 9, 1954, S. 961–967, Zitat S. 961.

46 Dietrich von Oppen, *Familien in ihrer Umwelt. Äußere Bindungen von Familien im Prozeß der industriellen Verstädterung einer Zehngemeinde*, Köln etc. 1958, S. 53.

47 Vgl. Rosemarie Nave-Herz, *Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950*, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 4, 1984, S. 45–63, hier S. 57 f.

48 Gilbert Corman OP, *Der Mensch in seinen Lebenskreisen*, in: Richard Becker (Hrsg.), *Die freie Zeit. Probleme der Freizeit in der Industriegesellschaft*, Düsseldorf o. J. [1958], S. 113–121, Zitat S. 115; vgl. Thesen der »Arbeitsgruppe Ehe«, in: Lothar Loeffler (Hrsg.), *Arbeit, Freizeit und Familie im Hinblick auf die Ehe, das Alter und die Jugend. Referate und Ergebnisse der Arbeitstagung der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung 1955 in Nürnberg*, Stuttgart 1955, S. 21 f.

49 Fröhner u. a., S. 101; zum gleichen Ergebnis kam Otto Neuloh, *Freizeit wozu?*, in: *Zentralblatt für Arbeitswissenschaft und soziale Betriebspraxis* 11, 1957, S. 151–152.

50 Die wohl bekannteste diesbezügliche empirische Untersuchung (Hamburger Siedlungen) stammt von Helmut Klages, *Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt*, Köln etc. 1958. Auch Elisabeth Pfeil, in den 1950er Jahren energische Verfechterin des Nachbarschaftsgedankens, verwies später, ihr ursprüngliches Konzept verlassend, auf die erstrangige Bedeutung familiärer und verwandtschaftlicher Netzwerke in der Stadt; vgl. Elisabeth Pfeil, *Die Familie im Gefüge der Großstadt. Zur Sozialtopographie der Stadt*, Hamburg 1965.

51 Vgl. Gerhard Wurzbacher, *Die Nachbarschaft als Ausgleichsfaktor gegen Vereinzelung und An-*

Die Familienzentriertheit wurde auch in der ersten bundesweiten, von der UNESCO geförderten Freizeituntersuchung des Allensbacher Instituts 1953 deutlich.⁵² Auf der Wunschliste der Bevölkerung (»Wenn Sie mehr Geld oder Zeit hätten – was würden Sie dann gern alles tun?«) standen »Reisen« und »Mit meiner Familie zusammen sein« an der Spitze, gefolgt von ruhigen häuslichen Beschäftigungen, vor allem dem Lesen, dem Wunsch nach beruflicher Fortbildung und sportlicher Betätigung. Weder an kirchlichen und schon gar nicht an politischen Aktivitäten wurde ein größeres Interesse bekundet; allerdings ist zu betonen, daß dies nur grobe durchschnittliche Tendenzen anzeigt, da große alters- und geschlechtsbedingte sowie soziale Differenzierungen zu beachten sind. Ganze Regionen der Wunschwelt verschwanden im Alter (Sport, Weiterbildung), andere traten verstärkt in den Horizont (Kirche), wieder andere nahmen unterschiedliche Verlaufskurven; gelesen wurde am meisten von den 25- bis 29jährigen, der Wunsch nach familiärem Zusammensein war bei den Männern von 45 bis 60 und bei den Frauen von 30 bis 44 Jahren am ausgeprägtesten (vgl. Tabellen 1–3).

Tabelle 1: „Wenn Sie mehr Zeit oder Geld hätten – was würden Sie dann gerne alles tun?“

	Insgesamt %	Männer %	Frauen %
Reisen	56	55	58
Mit meiner Familie zusammen sein	45	43	47
Mich beruflich fortbilden	24	37	14
Sport treiben	18	24	12
Mich um politische Dinge kümmern	4	8	2
Basteln, Handarbeiten, Malen, Musik	29	24	33
Ins Theater gehen	29	24	33
Lesen	28	25	30
Mehr in der Gemeindefarbeit tun	9	7	10
An kirchl. Veranstaltungen teilnehmen	11	10	12
Nachbarn einladen	10	9	10
	263	266	261
Nichts von alledem	11	10	11
	274	276	272
(N =	3 476	1 578	1 898)

Quelle: *Erich Reigrotzki*, Soziale Verflechtungen in der Bundesrepublik. Elemente der sozialen Teilnahme in Kirche, Politik, Organisationen und Freizeit, Tübingen 1956, S. 197.

Eindrucksvoll unterstrichen wurde in der wohl detailliertesten Freizeiterhebung der 1950er Jahre, einer Lokalstudie über die westfälische Industriestadt Marl (damals 60 000 Einwohner), der häusliche Charakter des werktäglichen Feierabends. Nicht einmal ein Fünftel der Befragten hatte für den gerade zurückliegenden Tag Aktivitäten außerhalb von Haus und Garten genannt, bei den Männern ein Viertel, bei den Frauen ca. 15 %. Am häu-

onymisierung, in: *Ders.* unter Mitarbeit von *Renate Pflaum u. a.*, Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Untersuchung an den 45 Dörfern und Weilern einer westdeutschen ländlichen Gemeinde. Mit einem internationalen Vergleich von *Conrad M. Arensberg*, Stuttgart 1954, S. 112–150, hier S. 132; *Dietze u. a.*, S. 162 ff.; *Kötter*, S. 133 ff.

⁵² *Erich Reigrotzki*, Soziale Verflechtungen in der Bundesrepublik. Elemente der sozialen Teilnahme in Kirche, Politik, Organisationen und Freizeit, Tübingen 1956; das zeitgenössische Verständnis von Freizeit erhellt der Untertitel.

Tabelle 2: „Wenn Sie mehr Zeit oder Geld hätten – was würden Sie dann gerne alles tun?“

Antworten	Männer der Altersgruppen:					Frauen der Altersgruppen:				
	18–24 %	25–29 %	30–44 %	45–60 %	über 60 %	18–24 %	25–29 %	30–44 %	45–60 %	über 60 %
Möchte mich beruflich fortbilden	60	65	48	28	7	28	22	15	7	3
Reisen	59	65	59	55	40	65	68	63	50	41
Sport treiben	50	44	26	17	5	31	18	14	6	–
Um politische Dinge kümmern	8	7	7	9	10	1	4	2	1	3
Nachbarn einladen	5	8	7	13	9	6	11	10	11	13
Mehr in der kirchlichen Gemeindefarbeit tun	5	3	7	6	11	7	7	8	13	16
Lesen	23	38	25	23	23	28	34	31	29	23
Ins Theater gehen	22	36	25	26	17	41	38	37	26	25
Mit meiner Familie zusammen sein	15	40	47	52	40	35	43	51	48	42
An kirchl. Veranstaltungen teilnehmen	4	8	6	12	16	6	9	10	15	21
Basteln, Handarbeiten, Malen, Musik machen	27	30	24	27	18	39	42	37	25	22
	278	344	281	268	196	287	296	278	231	209
Nichts davon	4	3	6	9	24	5	4	7	13	22
	282	347	287	277	220	292	300	285	244	231
	(N = 195	158	463	437	324	230	215	648	539	269)

Addiert über 100 % da mehrere Nennungen möglich.

Quelle: Reigrotzki, S. 199.

figsten noch war es ein entspannender Spaziergang oder sportliche Betätigung gewesen. Die große Mehrheit der Männer arbeitete am Feierabend in Haus oder Garten, ging gleich ins Bett, las oder tat »nichts besonderes« (in dieser Reihenfolge); auch bei den Frauen stand Haus- und Gartenarbeit an der Spitze, gefolgt von der Lektüre und der Kategorie »nichts besonderes«. ⁵³ Diese Befunde wurden im großen und ganzen von den Erhebungen zur Freizeit im letzten Drittel der 1950er Jahre bestätigt. Bei einer Umfrage unter Arbeitern und Angestellten in Nordrhein-Westfalen erklärte die Mehrheit: »Am Feierabend bin ich froh, wenn ich meine Ruhe habe. Gute Unterhaltungsmusik oder meine Zeitung ist mir dann das liebste.« ⁵⁴ Auch am Ende der 1950er Jahre herrschte das gleiche Bild feierabendlicher Ruhe und Beschaulichkeit im Haus wie zu Beginn des Jahrzehnts, zentriert um Lektüre, Haus- und Gartenarbeit sowie Hörfunk- und Fernsehkonsum. Diese drei Rubriken erzielten bei einer Stichtagsfrage des EMNID-Instituts im Sommer 1959 zusammen nahezu die

53 Vgl. Günter Kieslich, Freizeitgestaltung in einer Industriestadt. Ergebnisse einer Befragung in Marl/Westfalen, Dortmund-Lütgendortmund 1956, S. 144; die Studie wurde vom Institut für Publizistik der Universität Münster in Verbindung mit dem Bildungswerk der Stadt Marl durchgeführt.

54 IfD, Die Freizeit. Eine sozialpsychologische Studie unter Arbeitern und Angestellten, Allensbach 1958 (Hekt. Typoskript); es handelte sich hierbei um eine Erhebung unter den Beziehern von »Heim und Werk«, einer Zeitschrift mit 300 000 Exemplaren Auflage, die von ca. 2 500 Betrieben (fast ausschließlich in Nordrhein-Westfalen) für ihre Belegschaft bezogen wurde. Etwa 1 000 Leserinnen und Leser wurden repräsentativ befragt.

Tabelle 3: „Wenn Sie mehr Zeit oder Geld hätten – was würden Sie dann gerne alles tun?“

Antworten	Nur die Hauptverdiener				
	unter 150 DM %	150–249 DM %	250–399 DM %	400–599 DM %	600 und mehr DM %
Möchte mich beruflich fortbilden	14	26	38	36	47
Reisen	41	54	58	71	70
Sport treiben	9	19	25	27	20
Um politische Dinge kümmern	4	7	6	10	12
Nachbarn einladen	11	11	11	11	7
Mehr in der kirchlichen Gemeindegemeinschaft tun	11	7	5	11	7
Lesen	22	26	26	35	27
Ins Theater gehen	20	25	25	35	43
Mit meiner Familie zusammen sein	35	45	47	45	42
An kirchl. Veranstaltungen teilnehmen	13	8	8	9	8
Basteln, Handarbeiten, Malen, Musik machen	23	32	26	24	20
	203	260	275	313	303
Nichts davon	21	8	7	3	2
	224	268	282	316	305
(N =	406	349	460	198	86)

Quelle: Reigrotzki, S. 200.

Hälfte aller Nennungen. Nur 5 % aller Männer (4 % der verheirateten, 6 % der unverheirateten) gaben an, am Vortag in einer Gastwirtschaft gewesen zu sein, und in der Auswertung wurde gesondert darauf hingewiesen, daß »die so viel zitierten ›Kneipenläufer‹ für das Verhalten der Bevölkerungsmehrheit kaum eine Rolle spielten.⁵⁵ Der Eindruck zunehmender »außengeleiteter« Zerstreuungssucht der Menschen und ihrer Ausgeliefertheit an die »Vergnügungsindustrie«, den die öffentliche Diskussion des »Freizeitproblems« hervorrief, läßt sich anhand der gleichzeitigen empirischen Untersuchungen nicht bestätigen, und auch eine um sich greifende kulturelle Niveausenkung ließ sich mit diesen klar widerlegen. Deutlich war, daß mit steigendem Einkommen alle über die Haus- und Gartenarbeit hinausgehenden Möglichkeiten in der Freizeit zunehmend genutzt wurden. Der einzige Bereich, bei dem mit gewissem Recht von einer »Nivellierung« gesprochen werden konnte, war der Radio- und Fernsehkonsum, der nach Einkommen, Geschlecht und Alter die geringsten Differenzen bei der Nutzung aufzuweisen hatte. Aber gerade hier wären die »feinen Unterschiede« (Pierre Bourdieu) der Programmauswahl einzubeziehen.

Ein etwas genauerer Blick soll zunächst auf das Lesen geworfen werden, das zweifellos zu den liebsten und häufigsten Beschäftigungen in der häuslich verbrachten Freizeit zählte. Bei der Erkundung des Leselands Bundesrepublik Deutschland sollte allerdings weniger an die schöne Literatur gedacht werden; auch nicht an die auf Bestseller-Listen plazierte Ti-

⁵⁵ EMNID-Informationen 11, 1959, Nr. 40; eine Sozialgeschichte der Wirtshäuser in der Nachkriegszeit ist ein Desiderat der historischen Freizeitforschung.

tel, denn ein großer Teil der Bevölkerung, um 1950 die Hälfte, am Ende des Jahrzehnts ein reichliches Drittel, las eingeständenermaßen überhaupt keine Bücher.⁵⁶ Im westeuropäischen Vergleich lag die Bundesrepublik Deutschland dabei ungefähr in der Mitte zwischen England, Frankreich, den Niederlanden und Luxemburg, wo mehr, und Italien und Belgien, wo weniger gelesen wurde – und gegenüber den USA war der Anteil derjenigen, die häufiger zum Buch griffen, doppelt so hoch.⁵⁷

Nicht einmal Schätzungen existieren darüber, wieviel Bücher in den Bombennächten des Krieges verbrannt waren; aber es ist davon auszugehen, daß diese »geistige Nahrung« selten zum Handgepäck für den Luftschutzbunker zählte, und auch die Vertriebenen und Flüchtlinge werden nur wenige Bücher gerettet haben. Im Wiederaufbau der 1950er Jahre gab es zunächst »lebenswichtigere« Güter, die angeschafft werden mußten. Eine differenzierte Erhebung über den Buchbestand ergab 1955, daß mehr als ein Drittel der Bevölkerung überhaupt keine und nur etwa ein Viertel mehr als 30 Bücher in der Wohnung hatte.⁵⁸

Einen wichtigen Anteil an der allmählichen Verbreiterung des Buchmarktes hatten in den 1950er Jahren die Buchgemeinschaften. Während diese Vertriebsform zu Beginn des Jahrzehnts noch eine marginale Rolle gespielt hatte, wurden im letzten Drittel der 1950er Jahre ca. 15 % und Mitte der 1960er Jahre ca. 20 % aller westdeutschen Haushalte auf diese Weise mit Lesestoff versorgt.⁵⁹ Aber auch die Buchgemeinschaften erreichten nur eine mittelständische Minderheit der Bevölkerung, ebenso wie die neuen Taschenbücher, gegen die von zeitgenössischen Kulturkritikern wegen ihres »Warencharakters« wild polemisiert wurde.⁶⁰ Bis 1963 hatte sich nur jeder dritte Erwachsene schon einmal ein Taschenbuch für sich oder als Geschenk gekauft.⁶¹

56 Bei einer Erhebung im Auftrag amerikanischer Stellen in ihrer Zone im Oktober 1948 antwortete genau die Hälfte der 3000 repräsentativ Befragten auf die Frage, ob sie Bücher lesen würden, mit »ja« (OMGUS-Report No. 153 vom 26. 1. 1949, *Book Reading in the U.S. Zone*, Berlin, and Bremen, in: ZA); eindeutig waren die Unterschiede nach Stadt und Land: Ein Drittel auf dem Land und zwei Drittel in der Großstadt zählten zu den Buchlesern; ebenso eindeutig fiel die Differenzierung nach Schulbildung, beruflichen Gruppen und Altersklassen aus: Jüngere Leute, Schreibtischarbeiter mit einer Schulbildung von mindestens neun Jahren auf der einen Seite, ältere Menschen aus der landwirtschaftlichen Bevölkerung auf der anderen Seite ergaben den genannten Durchschnitt; exakt bestätigt wurden die Befunde von einer bundesweiten Umfrage des Allensbacher Instituts 1952 (IfD, »Buchgemeinschaft«. Ein Gutachten über die Auffassung der beteiligten Verkehrskreise, Typoskript Februar 1953, in: Bundesarchiv Koblenz, ZSg. 132, 222) und hinsichtlich der Landbevölkerung in einer Erhebung im Raum Darmstadt 1952 (vgl. *Kötter*, S. 158), während eine bundesweite EMNID-Studie 1958 immerhin 30 % als häufige und 40 % als seltene Leser einstuft (vgl. *Fröhner*, S. 35 ff.) und eine ebenfalls bundesweite DIVO-Erhebung den Anteil derjenigen, die selten oder nie lasen, mit ca. 40 % angab (DIVO-Pressedienst, Oktober I, 1959).

57 Vgl. *Gerhard Schmidtchen*, Lesekultur in Deutschland. Ergebnisse repräsentativer Buchmarktstudien für den Börsenverein des Deutschen Buchhandels, in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* 24, 1968, S. 1977–2152, hier S. 1981.

58 Die Frage lautete: »Haben Sie zur Zeit irgendwelche Bücher in ihrer Wohnung – könnten Sie mir sagen, wieviel Bücher Sie haben?« Sie wurde gestellt im Rahmen der bundesweit angelegten Repräsentativumfrage des IfD, *Die soziale Wirklichkeit*, Allensbach 1956, S. 53; vgl. auch *Reinhold Neven du Mont*, Die Kollektivierung des literarischen Konsums in der modernen Gesellschaft durch die Arbeit der Buchgemeinschaften, Diss. Köln 1961, S. 22 ff.

59 Vgl. aus der demoskopischen Forschung übereinstimmend IfD, *Freizeit*, S. 164; *Fröhner*, S. 63; *Buch und Leser in Deutschland*, eine Untersuchung des DIVO-Instituts Frankfurt/Main, Gütersloh 1965, S. 291.

60 *Hans Magnus Enzensberger*, Bildung als Konsumgut. Analyse der Taschenbuch-Produktion (1959), in: *Ders.*, Einzelheiten I. Bewußtseinsindustrie, 4. Aufl., Frankfurt/Main 1967, S. 134–166, Zitat S. 137; vgl. auch *Helga Märthesheimer*, Kulturgut Taschenbuch – aufgezeigt am Deutschen Taschenbuch Verlag, in: *Frankfurter Hefte* 19, 1964, S. 485–493.

61 *Schmidtchen*, S. 2016.

Angesichts der mageren Budgets für den Buchkauf stand in den 1950er Jahren ohnehin eine andere Beschaffungsform im Vordergrund: das Ausleihen. Allerdings betraf dies weniger die öffentlichen Büchereieinrichtungen, die durch Kriegseinwirkungen stark gelitten hatten – 378 Büchereieinrichtungen in 72 Städten waren völlig zerstört, der Buchbestand übertraf 1949/50 eben gerade denjenigen von 1934.⁶² Auch nach der Verdoppelung der Zahl der Büchereien und Büchereiorte und der Vervierfachung des Buchbestandes in den 1950er Jahren erreichten die öffentlichen Büchereien höchstens ein Zehntel der Bevölkerung.⁶³ Eine sehr viel höhere Bedeutung als die öffentlichen hatten die – schon in der Zwischenkriegszeit verbreiteten – privaten Leihbüchereien, die nach der Währungsreform wie Pilze aus dem Boden schossen und Mitte der 1950er Jahre ihren absoluten Höhepunkt erreichten; danach begann ihr Abstiegsprozeß, bis sie Mitte der 1960er Jahre bereits als »ein verkümmertes Gewerbe am Rande der Unterhaltungsindustrie« bezeichnet wurden.⁶⁴ Zu ihren Hochzeiten allerdings betrug die Zahl der Ausleihen nach Schätzungen das Zwanzigfache derjenigen in den öffentlichen Büchereien, wobei eindeutig Arbeiter überrepräsentiert waren. Nach einer EMNID-Erhebung zählten 1958 15 % der Bevölkerung zum Kundenkreis, unter den Arbeitern 19 %.⁶⁵ Die angebotene Lektüre bestand fast ausschließlich aus unterhaltenden Trivialromanen, die in einem industrialisierten Produktionsprozeß massenhaft eigens für das Ausleihgeschäft hergestellt wurden.

Die Neigungen zum anspruchslosen Unterhaltungsroman mußten nicht unbedingt nur durch Bücher befriedigt werden. An den Kiosken gab es ein reichhaltiges Sortiment von Heftchen mit »bunten Titeln für makabre Leitbilder«⁶⁶ mit Landser-, Arzt-, Liebes-, Kriminal-, Wildwest- oder Science Fiction-Thematik. Bis zu fast einem Drittel der erwachsenen Bevölkerung bekannte sich in Befragungen seit Mitte der 1950er Jahre dazu, häufig oder bisweilen solche Heftchen, die für etwa 50 Pfennige erhältlich waren, zu kaufen und zu lesen, wobei die Käuferstruktur ungefähr dem Kundenprofil der privaten Leihbüchereien entsprach.⁶⁷

Der Kreis der Leser in der Bevölkerung erweitert sich grundsätzlich, wenn man den Bereich des Buches und selbst des speziell einem Thema gewidmeten Heftchens verläßt und die Lektüre von Zeitschriften, Illustrierten und Zeitungen betrachtet. Die in zeitgeschichtlichen Darstellungen gezeichnete Umbruchsituation durch die Währungsreform, die gleichzeitig ein Sterben kulturell-politischer Blätter wie einen Gründungsboom von Unterhaltungszeitschriften und Fachblättern aller Art bewirkte, führt leicht zu einer Verwechslung der Ebenen. Zwar gab es die Krise gehobener Publizistik, aber nicht dieselben Käufer wechselten nun das Objekt ihrer Begierde. Der Anteil der Illustriertenleser blieb vielmehr über die Währungsreform hinweg nahezu konstant und erhöhte sich dann auf ungefähr ein Drittel der Bevölkerung, in den Großstädten sogar auf 50 bis 60 %. Die Zahl der Illustrier-

62 Vgl. Hans Harald Breddin, Das öffentliche Büchereiwesen, in: Helmut Hiller/Wolfgang Strauß (Hrsg.), Der deutsche Buchhandel. Wesen, Gestalt, Aufgabe, Gütersloh 1961, S. 294–313.

63 Vgl. Fröhner, S. 192; Neven du Mont, S. 31.

64 Bernd von Arnim/Friedrich Knilli, Gewerbliche Leihbüchereien. Berichte, Analysen und Interviews, Gütersloh 1966, S. 105; vgl. auch Richard Schmidt, Der Leihbuchhandel, in: Hiller/Strauß, S. 247–258.

65 Fröhner, S. 192.

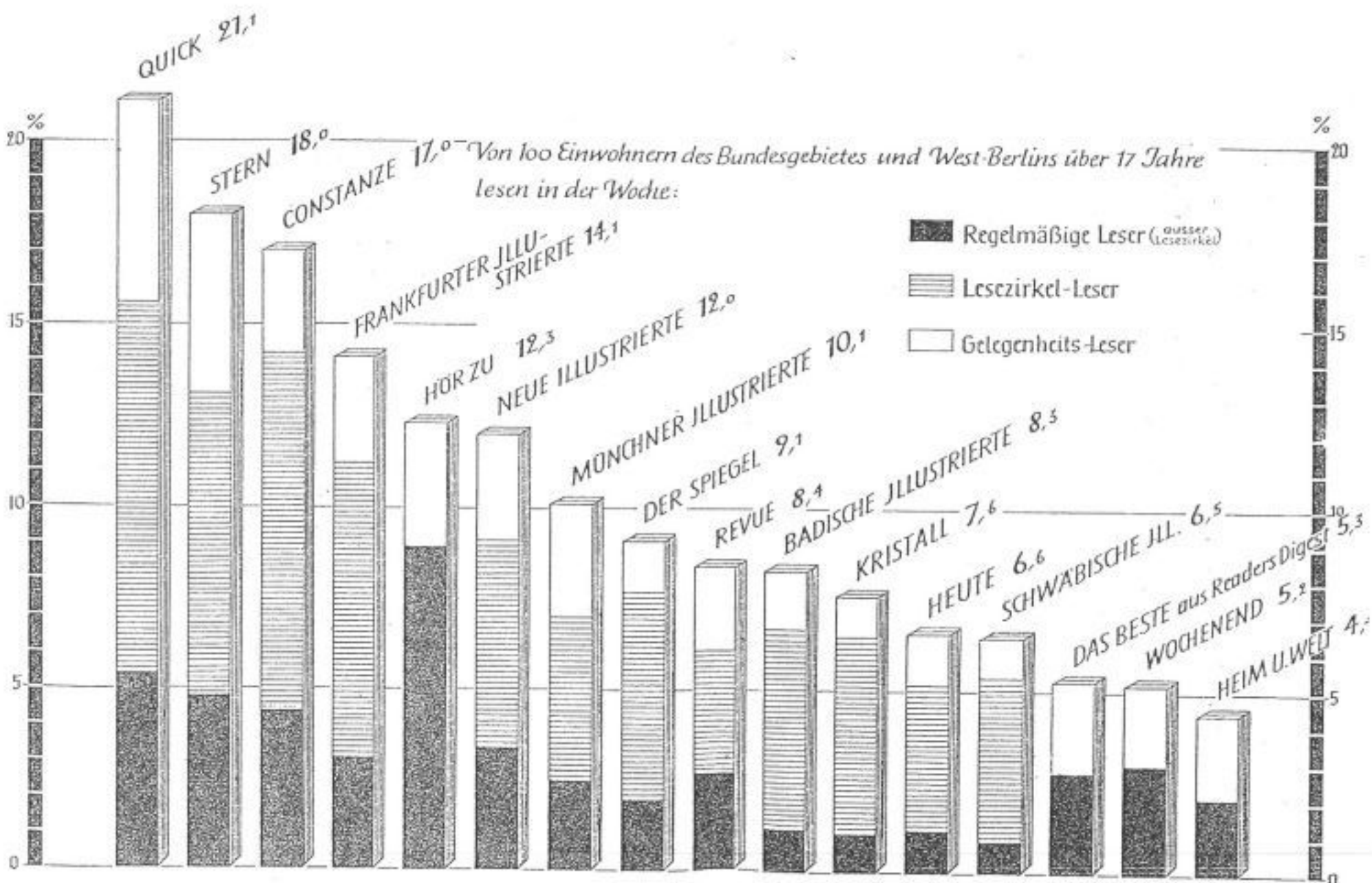
66 Reimar Cunis, Bunte Titel für makabre Leitbilder, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 14, 1963, S. 160–163; zu inhaltlichen Tendenzen vgl. den Überblick von Ludwig Fischer, Heftromane, in: Ders. (Hrsg.), Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1967, München 1986, S. 546–563; Jost Hermand, Kultur im Wiederaufbau. Die Bundesrepublik Deutschland 1945–1965, München 1986, S. 369 ff.

67 Vgl. Ludwig Fischer, Strategien der Produktion von Unterhaltungs- und Massensliteratur, in: Ders., Literatur, S. 318–345.

tenleser stieg mit Schulbildung und Einkommen; die Mehrheit der Nichtleser führte als Grund für ihre Abstinenz Geldmangel an.⁶⁸

Die Auflagenhöhe der Illustrierten entsprach zu Beginn der 1950er Jahre mit ca. 6 Millionen derjenigen im Reichsmaßstab unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg.⁶⁹ Allein »Quick« und »Stern« erreichten bereits 1951 wöchentlich jeweils ein Fünftel der Gesamtbevölkerung (vgl. Schaubild 1). Ein wichtiger Grund für den Erwerb war offenbar die Lust auf populäre Belletristik; ungefähr die Hälfte aller Leser las den jeweiligen Fortsetzungsroman seines Blattes und wurde so als Dauerkäufer erworben.⁷⁰ Gegenüber 1950 (100) hatte sich die Maßzahl für den Kauf wöchentlicher Illustrierten bis 1956 auf 166 erhöht.⁷¹ Das erhebliche Ausmaß der Verbreitung von Illustrierten war zu einem nicht unerheblichen Teil auf das System der »Lesezirkel« bzw. »Lesemappen« zurückzuführen (vgl. Schaubild 1); 12 % aller Haushalte hatten 1952 einer Allensbacher Erhebung zufolge Lesemappen abonniert, wobei der Anteil in den Großstädten doppelt so hoch wie in den Land-

Schaubild 1: Reichweite der führenden Illustrierten, Wochenzeitungen und Zeitschriften, im Bundesgebiet und in West-Berlin, 1. Halbjahr 1951



Quelle: IfD: Hör Zu, Substanz und Profil einer Leserschaft, in: BA, ZSg, 132, 150

68 Vgl. OMGUS-Report No. 175 vom Juni 1949, Trends in German Public Opinion; HICOG-Report No. 14, Series No. 2 vom 4. 4. 1950, Readership of HEUTE and other Illustrated Periodicals, jeweils in: ZA.

69 Erich Huebner, Die illustrierte Presse in Deutschland, in: Frankfurter Hefte 5, 1950, S. 418–425; vgl. Hans-Martin Kirchner, Der Markt der Illustrierten – gestern und heute, in: Publizistik 3, 1958, S. 323–336.

70 Vgl. Horst Knittel, Der Roman in der deutschen Illustrierten, Berlin 1967; Marianne Jabs-Kriegsmann, Zerrspiegel. Der deutsche Illustriertenroman 1950–1977, Stuttgart 1981.

71 Kirchner, S. 329.

gemeinden lag. Eine wichtige soziale Differenzierung innerhalb dieser Lesergemeinde wurde durch das Alter der Mappen bewirkt. Nur ein Siebtel aller Lesemappenhaushalte war auf die teuerste Ausführung, die jeweils neuen Hefte, abonniert, fast die Hälfte erhielt ihren Lesestoff nicht früher als vier Wochen nach Erscheinungsdatum.⁷²

Eine enorme Bedeutung hatten auf dem Zeitschriftenmarkt der 1950er Jahre die Rundfunk- und Fernsehillustrierten. Legendär war der Erfolg der »Hör Zu«, der gleichzeitig den Grundstein für den Aufstieg des Springer-Konzerns legte. Gestartet mit einer Auflage von 250 000 Exemplaren 1946, konnte 1950 die Millionengrenze überschritten werden. Wenn der Anteil der »Hör Zu«-Leser an der Gesamtbevölkerung mit ca. 12 % damit 1950 noch hinter demjenigen der vier auflagenstärksten Illustrierten lag (vgl. Schaubild 1), so deshalb, weil die Rundfunkzeitschrift trotz höherer Auflage nicht in der Lesemappe vertreten war. Mitte der 1950er Jahre war die »Hör Zu« dann auch zur insgesamt meistgelesenen westdeutschen Zeitschrift geworden. Bis Anfang der 1960er Jahre vervierfachte sie ihre Auflage (1962: 4,2 Millionen), las jeder dritte Bundesbürger das Blatt, das schon von den Zeitgenossen als »neue Gartenlaube« beschrieben wurde.⁷³ Mit ähnlicher Konzeption, einer Mischung von übersichtlicher Programmvorschau für Radio und Fernsehen, Fortsetzungsroman, Lebensberatung, Preisrätseln, biederer Witzseiten u. a. steigerten im Schlepptau der »Hör Zu« weitere Funk- und Fernsehzeitschriften, die sich die andere Hälfte des Marktes teilten, ihre Auflage.

Bei weitem übertroffen wurde die Lektüre aller Druckerzeugnisse nur vom Lesen der Tageszeitung, und zwar fast gleichbleibend von den ersten Nachkriegs- bis zum Ende der 1950er Jahre. Zwei Drittel aller Bundesbürger griffen regelmäßig zur Zeitung, und zwar vor allem zu »ihrem« lokalen Blatt (vgl. Tabelle 4), in dem dann auch wieder die Lokalnachrichten zuerst gelesen wurden.⁷⁴ Umfragen ergaben, daß sich die Zeitungsleser durchschnittlich 40 Minuten mit ihrem Blatt befaßten, allerdings nicht nur am Feierabend, sondern bereits auf dem Weg zur oder von der Arbeit und in der Mittagspause. Vor allem die Boulevardpresse profitierte davon. In den 1950er Jahren begann der Siegeszug der »Bild-Zeitung« des Springer-Verlags. Mitte 1952 erstmals erschienen, überschritt die Auflage 1955 bereits die Zwei- und 1962 die Vier-Millionen-Grenze. Die Mischung von reißerischen Aufmachern, viel Sport, human interest, konservativer Erbaulichkeit und der Abbildung attraktiver Bikini-Mädchen spiegelt den ambivalenten Charakter der »Modernität« der 1950er Jahre.

Es ist bereits erwähnt worden, daß als bestimmender Zug in diesem Zeitraum das Vorherrschen ruhiger häuslicher Betätigungen in der Freizeit registriert werden konnte, Kommunikation außerhalb der Familie und Geselligkeit dagegen zurückstanden. Im folgenden sollen nun die wichtigsten außerhäuslichen Freizeitaktivitäten knapp skizziert werden. Eine bedeutsame Rolle, allerdings mehr im Leben der Männer als der Frauen, spielte der Sport. Dabei konnte aber, dies wurde in den meisten Umfragen nicht differenziert, sowohl der Sportplatzbesuch als Zuschauer wie auch die aktive sportliche Betätigung gemeint sein. Am Beispiel des Fußballs wurde bundesweit 1953 geschätzt, daß auf 600 000 bis 800 000

72 IfD, Der Lesezirkel im Bundesgebiet, hekt. Typoskript 1952, in: BA, ZSg. 132, 194/II.

73 Rolf Becker, Die neue Gartenlaube. Über die deutsche Rundfunk-Illustrierte »Hör Zu«, in: Der Monat 12, 1959, Heft 133, S. 52–58.

74 Vgl. OMGUS-Report No. 175; HICOG-Report No. 158, Series No. 2 vom 14. 10. 1952, West Germans Appraise their Present Day Press, in: ZA; Reigrotzki, S. 221 f.; American Embassy-Report No. 214, Series No. 2 vom 15. 8. 1955, Written Media in West Germany. A Study of Public Reactions and Extent of Penetration, in: ZA; IfD (in Zusammenarbeit mit dem DIVO-Institut), Die Zeitungsleser 1957. Thematische Ergebnisse einer Leitstudie, hekt. Typoskript 1957, in: BA, ZSg. 132, 599; DIVO-Institut, Der westdeutsche Markt, S. 148.

Tabelle 4: Reichweite von Tageszeitungen in verschiedenen Bevölkerungsgruppen

Bevölkerungsgruppen	Zahl der Personen in 100 000	Von je 100 Personen werden jeden Tag erreicht durch . . .								
		Tageszeitungen mit nationaler Verbreitung	Boulevardzeitungen	Regionale Tageszeitungen				Tageszeitungen insgesamt	Keine Tageszeitungen	Insgesamt
				Großstadtzeitungen	Gebietszeitungen	Kreiszeitungen	Insgesamt			
Bevölkerung insgesamt (14–75 Jahre)	39,30	2,4	16,9	10,9	35,9	19,6	62,5	70,3	29,7	100
Geschlecht:										
Männer	17,90	2,9	20,9	12,1	40,0	21,3	67,9	76,9	23,1	100
Frauen	21,40	1,9	13,5	9,9	32,5	18,2	50,1	64,7	35,3	100
Alter:										
14–17 Jahre	3,59	2,8	14,8	10,9	27,6	21,1	54,7	63,0	37,0	100
18–24 Jahre	5,37	3,1	22,9	11,9	31,0	18,6	57,9	68,9	31,1	100
25–34 Jahre	7,22	2,1	18,6	9,8	34,8	18,2	58,5	68,0	32,0	100
35–40 Jahre	6,25	2,4	19,1	10,5	36,8	19,9	62,5	72,0	28,0	100
45–59 Jahre	10,82	2,5	14,8	10,8	39,1	20,7	66,8	72,7	27,3	100
60–70 Jahre	4,66	1,7	13,3	11,8	39,5	18,9	67,4	71,8	28,2	100
71–75 Jahre	1,39	0,8	7,3	12,5	40,7	20,2	72,2	75,0	25,0	100
Land:										
Schleswig-Holstein	1,89	3,9	30,0	10,7	41,9	24,3	68,6	78,3	21,7	100
Hamburg/Bremen	1,87	2,1	41,7	58,6	2,1	4,2	62,8	84,4	15,6	100
Niedersachsen	5,28	3,4	17,6	6,9	32,6	29,7	64,1	72,3	27,7	100
Nordrhein-Westfalen	11,72	2,7	15,7	15,9	38,4	9,7	60,8	68,7	31,3	100
Hessen	3,51	2,7	19,6	9,9	27,5	25,6	58,4	68,7	31,3	100
Rheinland Pfalz	2,69	3,1	12,3	0	53,7	13,7	66,2	71,1	28,9	100
Baden-Württemberg	5,46	0,9	13,7	7,7	34,1	32,0	68,2	73,5	26,5	100
Bayern	6,88	1,3	10,7	0	40,5	21,1	59,0	63,3	36,7	100
Ortsgröße:										
Unter 2 000	10,66	1,2	10,9	1,3	34,6	26,6	60,0	65,6	34,4	100
2 000 – unter 20 000	11,60	1,8	14,9	4,8	35,3	24,8	60,5	67,5	32,5	100
20 000 – unter 100 000	5,71	4,8	17,1	7,1	41,0	29,5	70,0	76,2	23,8	100
100 000 – unter 500 000	5,46	3,7	19,7	31,1	35,9	3,1	67,2	75,1	24,9	100
500 000 und mehr	5,87	2,0	28,4	25,3	34,2	2,3	59,6	74,2	25,8	100
Beruf:										
Freie und selbst. Berufe	5,35	4,0	14,8	13,8	43,2	21,0	70,9	75,1	24,9	100
Selbst. Landwirte	3,60	0,5	3,0	1,7	32,2	33,7	66,2	68,7	31,3	100
Angestellte/Beamte	11,50	5,3	17,4	14,3	43,2	17,9	69,5	77,2	22,8	100
Arbeiter	18,85	0,5	19,7	9,8	30,0	17,6	55,3	65,0	35,0	100
Familien-Netto-Eink.:										
Unter 250 DM	4,15	0,4	7,0	3,4	28,5	16,9	47,6	51,2	48,8	100
250 – unter 400 DM	8,11	0,8	14,3	6,4	32,5	20,5	57,1	64,4	35,6	100
400 – unter 600 DM	10,77	1,0	20,7	11,4	33,7	19,9	61,8	72,0	28,0	100
600 – unter 1 000 DM	10,41	3,0	19,8	14,1	38,9	20,0	68,1	76,2	23,8	100
1 000 DM und mehr	3,13	10,7	17,0	18,8	51,6	17,8	78,7	85,1	14,9	100
Soziale Schicht:										
A/B – Schicht	7,15	8,2	14,1	13,2	46,8	23,2	75,0	80,1	19,9	100
C – Schicht	24,73	1,2	18,2	11,4	35,8	19,2	63,0	71,4	28,6	100
D – Schicht	7,42	0,7	14,8	7,1	25,7	17,4	48,9	57,3	42,7	100

Beispiel: 28,4 % aller Erwachsenen von 14–75 Jahren in Großstädten mit 500 000 und mehr Einwohnern werden täglich von einer Boulevardzeitung erreicht.

Quelle: Die Zeitungsleser 1957/58 – Eine Untersuchung des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger e.V., basierend auf einer gemeinsam von DIVO und Institut für Demoskopie durchgeführten Repräsentativ-Erhebung, Bundesgebiet, Bevölkerung von 14–75, Random Sample, 7 013 Fälle, November 57 – Februar/März 58.

aktive Spieler 5 Millionen Zuschauer und 12 Millionen Fußballtoto-Wetter kamen.⁷⁵ Allerdings ist vom Fußball nicht auf das allgemeine Verhältnis von »aktiver« und »passiver« Beteiligung am Sport zu schließen. Nach einer bundesweiten Repräsentativerhebung des DIVO-Instituts 1959/60 gaben 52 % der Befragten an, Interesse an einer Sportart zu haben, 25 % übten einen Sport aktiv aus.⁷⁶

Tabelle 5: Bestandserhebung der Landessportbünde 1959 nach Fachgebieten

	Vergleichszahlen			
	1959	1958	1957	1956
Badminton	17 144	15 077	13 940	6 791
Basketball	14 869	13 661	13 122	10 922
Bob und Schlitten	3 140	3 121	2 550	2 541
Boxen	40 175	36 597	35 451	34 681
Eissport	27 571	26 012	21 990	21 599
Fechten	14 445	14 916	14 611	12 576
Fußball	1 702 381	1 585 563	1 498 379	1 376 433
Golf	4 544	4 783	4 039	2 119
Handball	289 232	262 232	270 950	255 515
Hockey	30 810	30 181	29 905	29 173
Judo	18 061	16 921	14 850	10 393
Kanu	51 691	49 334	49 194	44 025
Kegeln	42 632	38 649	39 113	33 273
Leichtathletik	450 893	434 998	455 501	437 234
Radsport ¹⁾	57 183	59 156	59 488	54 843
Reiten ²⁾	74 068	58 154	32 493	9 079
Rollsport ³⁾	13 814	13 954	14 281	11 147
Rudern	62 305	61 389	61 494	57 126
Rugby	4 497	4 127	4 108	3 827
Schießen ²⁾	108 390	46 917	30 329	22 503
Schwerathletik	56 283	53 912	50 898	44 065
Schwimmen	256 536	249 921	250 223	242 734
Segeln	25 330	23 820	21 652	19 630
Ski	126 863	128 125	137 472	124 343
Tennis	173 933	141 814	155 752	137 960
Tischtennis	168 259	167 746	178 697	177 568
Turnen	1 383 486	1 339 461	1 303 741	1 232 980
Sonstige	73 253	61 396	63 088	65 052
	5 291 788	4 942 224	4 827 311	4 480 232

1) Bei Radsport sind auch in einzelnen Landessportbünden die dort bereits eingegliederten Gruppen der „Solidarität“ mit erfaßt. 2) Schützen und Reiter sind noch nicht in allen LSB erfaßt. 3) In den LSB Baden-Süd, Hamburg und Saar sind die Rollsportler bei Eissport gemeldet.

Quelle: Jahrbuch des Sports 1959/60, hrsg. vom Deutschen Sportbund, S. 219.

⁷⁵ Vgl. Hans Edgar Jahn, Vertrauen, Verantwortung, Mitarbeit. Eine Studie über public relations-Arbeit in Deutschland, Oberlahnstein 1953, S. 340; Friedhelm Baukloh, Massensport Fußball, in: Frankfurter Hefte 7, 1952, S. 859–864; Carl Diem, Der Sport im heutigen Leben – Gefahren und Aufgaben, in: Universitas 10, 1955, S. 487–492, hier S. 489.

⁷⁶ DIVO-Pressedienst, Mai II, 1960.

Die organisierte Sportbewegung hatte in den 1950er Jahren noch nicht wieder den Mitgliedsstand der späten 1920er und 1930er Jahre erreicht (1933 hatten die beiden großen Sport-Dachverbände ca. 8 Millionen Mitglieder). Allerdings gab es eine stetige Zunahme des Vereinssports, wobei auffällig ist, daß eher »traditionelle« Sportarten wie Schwimmen, Leichtathletik und Turnen in der Mitgliedsentwicklung stagnierten, während »König Fußball«, aber auch zuvor wenig ausgeübte Vereinssport-Abteilungen wie Badminton stark zunahmen (vgl. Tabelle 5). Diese Zunahme war allein auf eine größere Beteiligung der Männer zurückzuführen; das Zahlenverhältnis zwischen den Geschlechtern veränderte sich in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre von 1 : 3 auf 1 : 4 Vereinssport treibenden Frauen zu Männern.⁷⁷ Erst mit der folgenden Verdreifachung der Mitgliederzahlen des Deutschen Sportbundes in den 1960er und vor allem in den 1970er Jahren stellte sich jener Prozeß der »Feminisierung« des Sports ein, der neben der enormen Ausweitung die 1950er Jahre so prägnant von unserer Zeit abhebt. Der relative Bedeutungszuwachs des Sports im Rahmen des gesamten Vereinswesens spiegelt die bedeutsamen langfristigen Veränderungen in den Anforderungen der Arbeitswelt. Durch die Abnahme körperlicher Arbeit und die Zunahme von büromäßigen Tätigkeiten erhöhte sich ganz allgemein der Drang nach sportlicher Betätigung. Dies ging einher mit einer zunehmenden Zweckorientierung, die bereits von zeitgenössischen Beobachtern in den 1950er Jahren als »Niedergang des Vereins« bedauert wurde, der nicht den Rückgang der Mitgliedszahlen, sondern des »Vereinslebens« als Selbstzweck meinte.⁷⁸

Eine der wichtigsten Möglichkeiten der Gestaltung außerhäuslicher Freizeit bot der Kinobesuch. Die 1950er Jahre waren allerdings nicht das »Kinojahrzehnt«, als das sie in Rückblicken und unter dem Eindruck vieler heute im Fernsehen immer wieder gezeigter Filme aus dieser Zeit erscheinen; angesichts der rasanten zahlenmäßigen Auf- und Abwärtsentwicklung der Besucherzahlen muß genau differenziert werden. Die drangvolle Enge in vielen Kinos am Anfang des Jahrzehnts z. B. lag daran, daß nur noch wenig mehr als die Hälfte der 1940 vorhandenen ortsfesten Filmtheater 1950 zur Verfügung standen; die Zahl der Filmbesuche hatte dagegen mit ca. 490 Millionen 1950 noch nicht den höchsten Stand vom Anfang des Zweiten Weltkriegs erreicht. Dann allerdings erfolgte nahezu eine Verdoppelung der Besucherzahlen auf ca. 820 Millionen bis 1956; der folgende Abschwung führte dazu, daß mit 440 Millionen 1962 der Wert von 1950 wieder unterschritten wurde (vgl. Tabelle 6). Zu Beginn des Jahrzehnts war es nur ein knappes Drittel der Bevölkerung, die als relativ regelmäßige Kinogänger gelten konnten. Die Zunahme der Besucherzahlen bis zur Mitte des Jahrzehnts kam dann nicht dadurch zustande, daß neue Schichten für das Kino erschlossen wurden, sondern daß sich die Relation von regelmäßigen zu sporadischen Kinogängern umkehrte; ob dies aber mehr an den wachsenden Einkommen oder am Bau neuer Filmtheater lag, oder ob vielleicht auch der zunehmende Anteil an Farbfilmen die Attraktivität erhöhte, ist nicht genau zu bestimmen (vgl. Schaubild 2). Auch die Inhalte der gebotenen Filme als »Tagträume der Gesellschaft« (Siegfried Kracauer) können hier nicht analysiert werden; aus den zahlreichen Untersuchungen hierzu geht zumindest das hohe Maß an Kontinuität hervor, das den Film der 1950er Jahre sehr nahe an den der 1930er und 1940er Jahre heranrücken läßt, und die angesichts der Nachkriegsverhältnisse verständliche Hochkonjunktur für das Genre des Heimatfilms und für das Ausmalen von komplizierten, sich dann aber zum Harmonischen wendenden Familienszenen ist durch dauernde Wiederholungen im heutigen Fernsehprogramm hinlänglich bekannt; als Neu-

77 Vgl. Jahrbuch des Sports 1959/60, hrsg. vom Deutschen Sportbund, S. 178 und S. 219.

78 Helmut Croon, Niedergang des Vereins, in: Merkur 13, 1959, S. 262–269.

Tabelle 6: Entwicklung des Kinobesuchs in Westdeutschland 1946–1962 (1971)

Jahr	Kinobesuche (in Millionen)	Anzahl (je Einwohner)
1946	300,0	6,3
1947	459,6	
1948	443,0	
1949	467,2	
1950	487,4	9,6
1951	554,8	
1952	614,5	11,8
1953	680,2	12,9
1954	735,6	14,4
1955	766,1	14,3
1956	817,5	15,6
1957	801,0	15,1
1958	749,7	14,0
1959	670,8	12,1
1960	609,6	10,8
1961	518,0	9,1
1962	443,3	7,7
1965	321,0	5,4
1971	161,0	2,6

Quelle: Statistisches Jahrbuch der Bundesrepublik Deutschland (verschiedene Jahrgänge); eigene Berechnungen.

heit kann allerdings der gegenüber der Zwischenkriegszeit stark gestiegene Anteil ausländischer und vor allem amerikanischer Filme gelten.⁷⁹

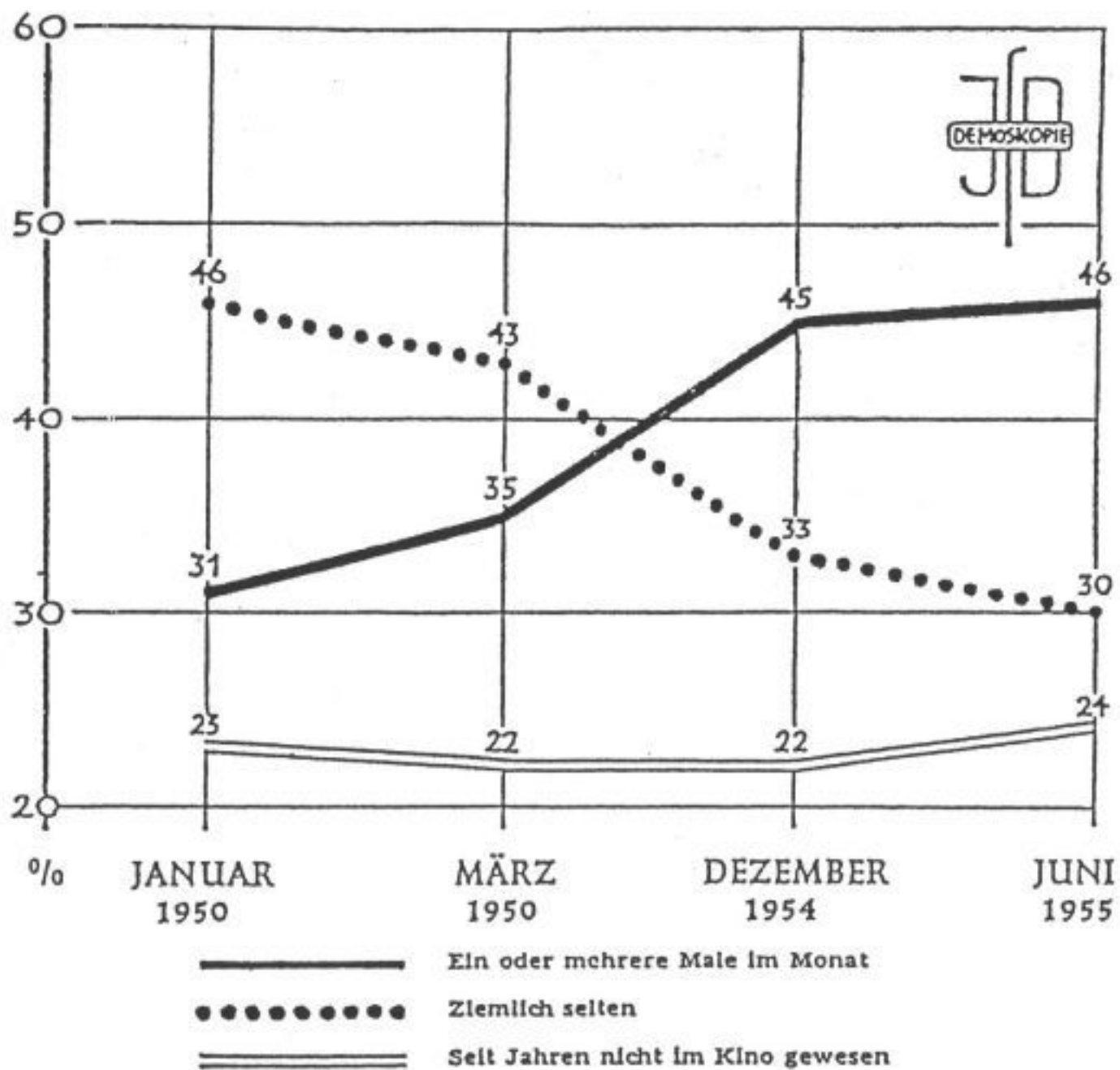
Aber auch der Übergang zum Farbfilm und die immer bequemere Ausstattung der Filmtheater konnten den Abwärtstrend der Besucherzahlen, der im letzten Drittel der 1950er Jahre begann, nicht aufhalten. Auch in der Provinz war nun das Fernsehzeitalter angebrochen, wurde das kleine Schwarz-Weiß-Flimmerbild in den eigenen vier Wänden von immer mehr Menschen dem – nun meist farbigen – Kinofilm vorgezogen.

Während das Kino als dominierendes audiovisuelles Freizeitmedium vom Fernsehen abgelöst wurde, gab es beim Besuch von Theatern und Konzerten keinen derartigen Einbruch, im Gegenteil: Von ca. 15 Millionen Besuchern in Opern, Operetten und Schauspielen der deutschen Theater im Jahr 1951 stieg die Zahl auf 19 Millionen zehn Jahre später.⁸⁰ Aber diese Größenordnung zeigt bereits an, daß hierdurch nur ein kleiner Teil der Bevölkerung angesprochen wurde. Am Anfang wie am Ende der 1950er Jahre kamen 40 Kinogänge auf einen Theaterbesuch. Es war im großen und ganzen die dünne Schicht mit höherer Schulbildung, die zum regelmäßigen Theaterpublikum gezählt wurde.

79 Vgl. u. a. *Barbara Meyer*, Gesellschaftliche Implikationen bundesdeutscher Nachkriegsfilme, Diss. Frankfurt/Main 1964; *Martin Osterland*, Gesellschaftsbilder in Filmen. Eine soziologische Untersuchung des Films angesichts der Jahre 1949–1964, Stuttgart 1970; *Klaus Kreimeier*, Kino und Filmindustrie in der BRD. Ideologieproduktion und Klassenwirklichkeit nach 1945, Kronberg/Ts. 1973; *Willi Höfig*, Der deutsche Heimatfilm 1947–1960, Stuttgart 1973; *Gerhard Bliersbach*, So grün war die Heide. Der deutsche Nachkriegsfilm in neuer Sicht, Weinheim 1985.

80 Vgl. die Statistischen Jahrbücher für die Bundesrepublik Deutschland (verschiedene Jahrgänge).

Schaubild 2: „Wie oft gehen Sie ins Kino?“



Quelle: Elisabeth Noelle/Peter Neumann, Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1947–1955, Allensbach 1956, S. 59.

Das Freizeitverhalten am Wochenende unterschied sich beim größeren Teil der Bevölkerung am Anfang der 1950er Jahre noch nicht grundlegend vom werktäglichen Feierabend, wobei das Moment von Ruhe und Erholung und die Konzentration auf die Familie noch ausgeprägter zur Geltung kamen. Nach einer EMNID-Erhebung aus der Mitte des Jahrzehnts hatten an einem Stichtag die Hälfte der Befragten den Sonntag gemeinsam mit der Familie verbracht, ein Drittel mit einem Teil der Familie, meist mit dem Ehepartner, und 16 % waren allein gewesen. Das Resümee dieser Untersuchung lautete: »Der Sonntag ist damit für einen beträchtlichen Teil der deutschen Familien noch ein Hort der Gemeinsamkeit, zumindest schwebt er ihm als solcher vor.«⁸¹ Das Wochenende – und dies war für die Mehrheit der erwerbstätigen Bevölkerung zunächst der Samstagnachmittag und der Sonntag – diente dazu, sich mit all jenen Dingen eingehender zu befassen, die auch schon das Freizeitverhalten am werktäglichen Feierabend bestimmt hatten. Dies waren einerseits häusliche Arbeiten und andere ruhige Tätigkeiten wie das Spaziergehen, zum anderen Treffen mit Freunden und Bekannten oder der Besuch im Kino. Nur wenige Menschen unternahmen bereits einen Wochenendausflug mit dem eigenen Auto oder Motorrad.⁸²

Am Sonntagvormittag bestimmte noch, vor allem in ländlichen katholischen Gebieten, der Gottesdienstgang das Geschehen. Ihn traten wie in der Zwischenkriegszeit zwei Drittel der katholischen Gemeindemitglieder an. Bis in die 1960er Jahre hielt dieser hohe Teilnah-

81 Fröhner u. a., S. 105.

82 Vgl. IfD, Soziale Wirklichkeit.

megrad an; die gleiche Tendenz gilt für den traditionell halb so großen Anteil am Gottesdienstbesuch auf der evangelischen Seite.⁸³

Mit der zunehmenden Einführung der fünftägigen Arbeitswoche im letzten Drittel der 1950er Jahre wurde der freie Samstag von der arbeitenden Bevölkerung immer häufiger zum Ausschlafen genutzt, allerdings in bescheidenem Rahmen. Nach einer Stichtagsumfrage von 1959 schliefen auch von denjenigen, die an diesem Tag nicht arbeiten mußten, um 8 Uhr nur noch ein Viertel und um 9 Uhr sogar nur noch 10 %; zu bedenken ist, daß die Familien mit Schulkindern, die am Samstag noch nicht frei hatten, dennoch früh aufstehen mußten, und daß die Läden am Mittag schlossen.⁸⁴ Und immer ausgeprägter wurde der Samstag zum eigentlichen Tag für Haushalts- und Gartenarbeit sowie für die Pflege der Liebhabereien, die am werktäglichen Feierabend zu kurz kommen mußten. Am Sonntag war dann eine Intensivierung familiärer Gemeinsamkeit zu beobachten, aber abgesehen vom Besuch von Verwandten dominierte wie auch zu Beginn des Jahrzehnts am Sonntag die Häuslichkeit.

III. DER RUNDFUNK – HEGEMON DER HÄUSLICHEN FREIZEIT

Ständiger Begleiter der häuslichen Freizeit war in den 1950er Jahren der Rundfunk. Wenn er in einigen zeitgenössischen Erhebungen zum Freizeitverhalten überhaupt keine Erwähnung fand, dann deshalb, weil er als so selbstverständlicher Hintergrund vieler Verrichtungen – vom morgendlichen Zähneputzen bis zum gemeinsamen Abendessen – präsent war, daß Radiohören z. T. gar nicht als eigene Freizeitaktivität galt.

Das Leben mit dem Rundfunk verband alltagsgeschichtlich Zwischenkriegszeit, Zweiten Weltkrieg und Nachkriegszeit, hatte sein Siegeszug doch schon in der Zeit der Weimarer Republik begonnen. Anfang 1928 waren 2 Millionen Geräte angemeldet; bis Anfang 1932, auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, hatte sich diese Zahl noch verdoppelt. Im »Dritten Reich« gab es dann einen weiteren – politisch geförderten – Verkaufsboom für Rundfunkgeräte (»Volksempfänger«), so daß 1938 etwa 60 % und im dritten Kriegsjahr 70 bis 80 % aller Haushalte über ein Radio verfügten.⁸⁵ Verschiedenen Schätzungen zufolge ging nicht mehr als ein Fünftel des Gerätebestands durch den Krieg verloren – ein relativ geringer Verlust, wenn man den zerstörten Wohnraum und Hausrat als Vergleich anlegt. Sehr oft war das Radio mit in den Luftschutzraum genommen worden, denn Informationen über Frontverlauf und Luftlage, aber auch die moralische Stärkung durch Wunschkonzerte machten das Gerät überlebenswichtig.

Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich rasch ein neuer Rundfunkboom. Am 1. Juli 1948 waren im Bundesgebiet 6,25 Millionen Geräte angemeldet, am 1. Januar 1950

83 Vgl. Kirchliches Handbuch. Amtliches Statistisches Jahrbuch der katholischen Kirche Deutschlands, Köln 1907–1977 (Bd. 24, S. 357 ff.; Bd. 25, S. 499 ff.); Paul Zieger, Statistik der Evangelischen Kirche in Deutschland, in: Dietrich Goldschmidt u. a. (Hrsg.), Soziologie der Kirchengemeinde, Berlin 1958, S. 208–237; Annemarie Burger, Religionszugehörigkeit und soziales Verhalten. Untersuchungen und Statistiken der neueren Zeit in Deutschland, Göttingen 1964, S. 358 ff.; umfangreiches konfessionsvergleichendes demoskopisches Material, z. T. auch für die 1950er Jahre, findet sich in Reigrotzki, S. 22 ff.; Gerhard Schmidtchen, Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur, Bern 1973.

84 IfD, Rundfunk und Fernsehen. Trendanalysen für den Süddeutschen Rundfunk, Bd. I, hekt. Typoskript 1959, in: BA, ZSg. 132, 766/I.

85 Vgl. Axel Schildt, Hegemon der häuslichen Freizeit – Rundfunk in den 50er Jahren, in: Ders./Arnold Sywottek (Hrsg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, im Erscheinen.

7,28 Millionen und ein Jahr später 8,48 Millionen.⁸⁶ Wie schon in den 1920er und 1930er Jahren kamen verschiedene Umstände zusammen, die den Rundfunkboom verursachten und begünstigten. Nachholbedarf und steigende Einkommen gaben die Basis ab, auf der Ratenzahlungskonditionen für erheblich preisgünstiger geworden Geräte lockten. Radioapparate wurden 1949/50 zu vier Fünfteln auf Teilzahlung gekauft. »Als wahrscheinlich einziges Produkt« hatten sie 1950 »das Vorkriegs-Preisniveau in den entscheidenden Typen bereits unterschritten«.⁸⁷

In den 1950er Jahren verdoppelte sich die Zahl der angemeldeten Radiogeräte im Bundesgebiet auf ca. 16 Millionen (1960).⁸⁸ Nachdem 1951 mit 64 Geräten je 100 Haushalten fast der vordem höchste Stand der Rundfunkdichte im Zweiten Weltkrieg erreicht wurde, erhielt in diesem Boom nun beinahe jeder Haushalt ein Radio, verschwanden die zu Beginn des Jahrzehnts noch gravierenden Ausstattungsunterschiede zwischen Stadt und Land sowie nach sozialen Kriterien nahezu vollständig. Seit dem Ende der 1950er Jahre durfte ein Radio als Gegenstand des täglichen Bedarfs nicht mehr gepfändet werden – ein deutliches Zeichen dafür, daß es zum selbstverständlichen Gebrauchsgegenstand geworden war und keinen Luxus mehr darstellte.

Die Ausstattung nahezu aller Haushalte mit dem Rundfunkgerät ging einher mit einer raschen Erneuerung des Bestands. Aus wiederholten Umfragen des Allensbacher Instituts im Auftrag des Süddeutschen Rundfunks ergibt sich eine Zeitreihe, nach der in Baden-Württemberg der Anteil der bis 1948 angeschafften Geräte 1951 noch mehr als die Hälfte des Bestands ausmachte, 1956 dann nur noch 15 % und Anfang der 1960er Jahre ca. 5 % – das Zeitalter des Volksempfängers war damit endgültig zu Ende.⁸⁹ Die Modernisierung des Bestands, die die Qualität des akustischen Genusses und damit die Attraktivität des Mediums steigerte, fand ihren Ausdruck vor allem im bald obligatorischen Einbau der Apparatur für den Empfang von UKW-Programmen, die von allen westdeutschen Sendeanstalten ab 1949/50 eingerichtet wurden. Die Vorteile des UKW-Betriebs lagen vor allem im minimalen Störungsfaktor angesichts einer geringen Reichweite, und durch ein gegenüber der Mittelwelle breiteres Frequenzband mußten die hohen Töne nicht mehr abgeschnitten werden, gerade für musikalische Darbietungen eine entscheidende Verbesserung.

86 Informationen, hrsg. vom Hessischen Rundfunk (HR) im Auftrag der ARD-Frankfurt, Februar/März 1951, in: Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt/Main (DRA), ARD (Eigenpublikationen) 3/001; die starke Zunahme angemeldeter Rundfunkgeräte gerade 1950/51 erklärt sich durch das Phänomen des »Schwarzhörens«. Nach dem Zweiten Weltkrieg war aufgrund der Unübersichtlichkeit der Verhältnisse die Zahl derjenigen, die ihr Gerät nicht anmeldeten, stark gestiegen, und nach der Währungsreform bedeutete die monatliche Gebühr von 2 DM ein schmerzliches finanzielles Opfer. Die Rundfunkanstalten starteten dagegen 1950/51 großangelegte Kampagnen zur Werbung und Warnung vor Strafen. Verschiedene Schätzungen während der 1950er Jahre gingen von einem Schwarz Hörer-Anteil von 10 bis zu 20 % aus, obwohl die Rundfunkgebühr in diesem Zeitraum nicht erhöht wurde und angesichts steigender Einkommen immer weniger ins Gewicht fiel; der nur zu schätzende Schwarz Hörer-Anteil ist bei den folgenden amtlichen Daten zu berücksichtigen.

87 *Werner Hensel*, Westdeutsche Rundfunkindustrie, in: *Der Volkswirt*, Jg. 1950, Nr. 33, S. 11–12; zurückzuführen war dies vor allem auf die Verbilligung von Radioröhren.

88 Statistisches Bundesamt, Fachserie H. Verkehr, Reihe 8. Nachrichtenwesen. Ton- und Rundfunkgenehmigungen 1961, Stuttgart etc., S. 4 f.

89 IfD, Süddeutscher Rundfunk. Bericht über eine Hörerbefragung im Gebühreneinzugsgebiet, hekt. Typoskript 1956; ein Exemplar im Hans-Bredow-Institut Hamburg (HBI); *Der Markt für Rundfunk- und Fernsehgeräte bis 1967. Eine Untersuchung der GfK-Gesellschaft für Konsumforschung e. V. und des Instituts für Absatz- und Verbrauchsforschung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg*, hekt. Typoskript, Februar 1962, in: Archiv der Gesellschaft für Konsumforschung, U 725.

Zwei Tendenzen bestimmten die Entwicklung des Phono-Marktes in den 1950er Jahren. Zum einen gab es zunächst kräftige Verkaufssteigerungen bei Musikschränken, -truhen und -vitrinen, also in jenem Bereich, der als besonders charakteristisch für den neu erworbenen behäbigen häuslichen Wohlstand angesehen werden kann. Das Rundfunkgerät als repräsentatives Möbelstück, das mit Deckchen dekoriert die »gute Stube« schmückte⁹⁰, gehörte vom Lebensgefühl her zur Wiederherstellung des Lebenszuschnitts der »guten« 1930er Jahre, obwohl eine derartige Geräteausstattung in jener Zeit für die meisten Menschen eher im Bereich der Wünsche angesiedelt gewesen sein dürfte. 1957 war diese »Rekonstruktionsperiode« auf erweiterter Grundlage vorüber, ging der Verkauf von Rundfunkmöbeln zurück, weil nun in immer mehr Haushalten das Fernsehgerät den dominierenden Wohnzimmerplatz beanspruchte.

Die zweite Tendenz des Phono-Marktes, die Ende der 1950er Jahre voll einsetzte, könnte als »Miniaturisierung« und »Mobilisierung« des Rundfunkgeräts bezeichnet werden. Handliche Koffer- und bald auch Taschenradios, die durch die Entwicklung der Transistortechnik herstellbar wurden, fanden, häufig als Zweitgerät, begeisterte Aufnahme und behaupteten 1961 nach der Stückzahl bereits knapp die Hälfte des westdeutschen Inlandsmarktes.⁹¹

Während der 1950er Jahre war Rundfunkhören in erster Linie eine familiär bestimmte Angelegenheit. Um den Apparat scharte sich die Familie und lauschte gemeinsam dem Programm, beschäftigte sich nebenbei mit anderem oder ließ das Radio einfach im Hintergrund als Geräuschkulisse laufen. Beim gemeinschaftlichen Hören sind stets die beengten Wohnverhältnisse zu berücksichtigen, die oft gar kein Ausweichen in rundfunkfreie Räume ermöglichten. Mehr noch: Die Überfüllung der Wohnungen durch andere Mietparteien bzw. Untermieter und die schlechte Schallisolierung der dünnen Neubauwände ließen den Rundfunkempfang häufig sogar zur »Störquelle für die Hausgemeinschaft« werden.⁹² Vor dem Hintergrund beengter Wohnverhältnisse, fehlender Spannkraft für aktivere Tätigkeiten in der Freizeit und fehlender anderer Möglichkeiten ist die hohe Dauer der täglich mit dem eingeschalteten Rundfunkgerät verbrachten Zeit zu sehen. Während der gesamten 1950er Jahre lag die durchschnittliche Hördauer bei knapp drei Stunden, bevor sie um 1960 rapide auf ca. zwei Stunden zurückging. Vor allem der Anteil der Langzeithörer mit mehr als vierstündiger täglicher Hördauer nahm ab.⁹³ Im Evangelischen Pressedienst wurde die »Abnahme der Rundfunksucht« 1960 in den Zusammenhang der allgemeinen »sozialen und psychischen Konsolidierung« gerückt; mit dem »steigenden Sozialprodukt und der breitgestreuten Prosperität« bedürfe es offenbar nicht mehr des ausgleichenden Kontrastes einer »im Überfluß dargebotenen leichten und fröhlichen akustischen Welt« zur düsteren Realität; der Rundfunk habe deshalb »seine pathologische Rolle« verloren.⁹⁴

Die tägliche Hörbeteiligung verlief in der ersten Hälfte der 1950er Jahre in einer charakteristischen Auf- und Ab-Bewegung (vgl. Schaubild 3). Das Radio wurde am Werktag frühmorgens eingeschaltet, bevor es aus dem Haus zur Arbeit ging. Zwischen Tälern der Hörbeteiligung am Vor- und Nachmittag war in etwa einem Drittel der Rundfunk-Haushalte das Gerät um die Mittagszeit herum eingeschaltet. Gegen 19 Uhr nahm die Hörbeteiligung stark zu, erreichte mit Werten von über 40 % zwischen 20 und 21 Uhr ihren Höhepunkt

90 Vgl. zum Radio-Design der 1950er Jahre reichhaltiges Anschauungsmaterial in: *Albrecht Bangert*, *Der Stil der 50er Jahre*, München 1983, Bd. 2, S. 50 ff.

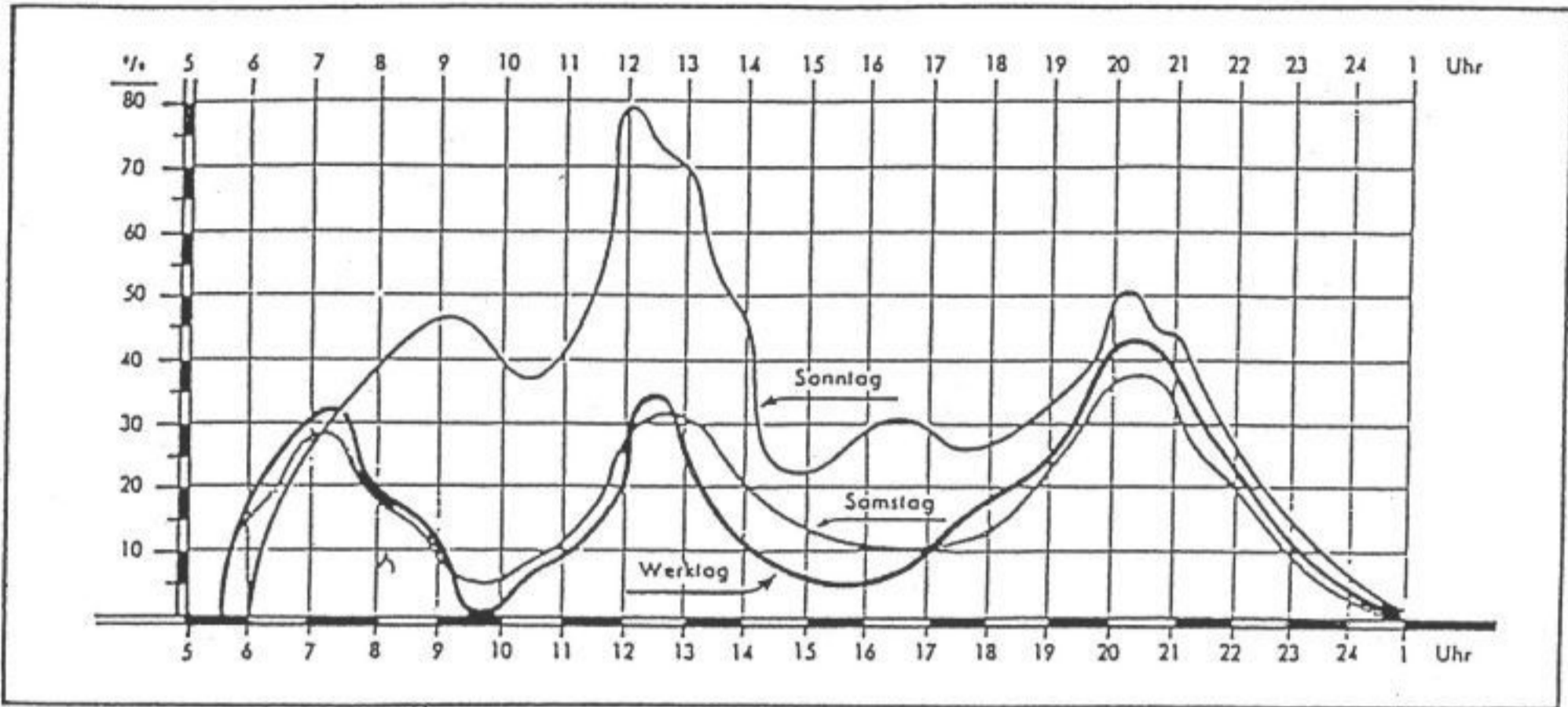
91 Vgl. *Der Markt für Rundfunk- und Fernsehgeräte*.

92 Vgl. IfD, *Süddeutscher Rundfunk. Hörerbefragung Dezember 1952. Bericht*, hekt. Typoskript, 1953; ein Exemplar im HBI.

93 Vgl. IfD, *Hörfunk und Fernsehen 1960*, Bd. I, hekt. Typoskript; ein Exemplar im HBI.

94 Vgl. *epd/Kirche und Rundfunk* 12, 1960, Nr. 2, S. 1.

Schaubild 3: Tageskurven der Hörerbeteiligung im Bereich des Bayerischen Rundfunks (Stichtage aus dem Frühjahr und Sommer 1954 im Durchschnitt)



Quelle: Geschäftsbericht des Bayerischen Rundfunks 1954/55, in: Deutsches Rundfunk-Archiv, BR 1/0001.

und fiel dann steil ab. Vor allem Akademiker waren verschiedenen Umfragen zufolge nicht wie die Mehrheit der Bevölkerung um 22 Uhr im Bett und verfolgten die kulturellen Nachtprogramme. Die am Werktag beobachteten Täler der Hörerbeteiligung gab es am Sonntag nicht; mittags hatten vier Fünftel der Rundfunkgemeinde den Apparat eingeschaltet.

In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre nivellierten sich die vordem schroffen Unterschiede tageszeitlicher Hörerbeteiligung an Werktagen aus verschiedenen Gründen zusehends, vor allem aber verlor sich durch die Ausbreitung des Fernsehens die überragende Bedeutung des abendlichen Radiohörens.⁹⁵

Die Geschmackspräferenzen der Hörer betonten – wie es schon in den 1920er Jahren festgestellt worden war – die unterhaltende und »zerstreuende« Funktion des Mediums. Die von verschiedener Seite nach unterschiedlichen Methoden ermittelten Präferenzprofile der ersten Hälfte der 1950er Jahre unterschieden sich zwar hinsichtlich der Rangfolge des Musikgeschmacks und einzelner Sparten der Unterhaltung, bestätigten aber doch eindeutig die Spitzenstellung unterhaltender Musik und von der ganzen Familie konsumierbarer Angebote an »leichter Kost« mit einem Minimum an Nachrichten und Informationen. Im Bereich des Nordwestdeutschen Rundfunks wurde 1955 repräsentativ erhoben, welche Art von Sendungen die Hörer bevorzugten. Die Verteilung der Antworten illustriert auf einer psychologischen Ebene die Funktionszuschreibungen und Erwartungen gegenüber dem Rundfunk. Von den Hörern bevorzugten 6 % »überwiegend Sendungen, die erhöhte Aufmerksamkeit erfordern«, 45 % wünschten »überwiegend Sendungen, die schwächere Aufmerksamkeit erfordern« und 33 % »ausschließlich Sendungen, die den Hörer kaum beanspruchen«; 16 % sprachen sich für Sendungen verschiedenen Charakters aus.⁹⁶

95 Vgl. IfD, Die Rundfunkhörer 1958. Stichtagskontrollen für den Süddeutschen Rundfunk, hekt. Typoskript, 1958; ein Exemplar im HBI.

96 NWDR, Hörerforschung. Das Hörspiel und seine Hörer: eine Studie über Einstellungen und Verhalten der Rundfunkhörer zum Hörspiel, hekt. Typoskript, 1955, in: DRA, NWDR 6/017.

Gerade unter den Hausfrauen gab es den Typ der viel und unaufmerksam hörenden Rundfunkteilnehmerin, bei der das Radio kaum je ausgeschaltet wurde. Informationen und praktische Tips in leicht faßlicher Art waren von ihr allenfalls eingebettet in Unterhaltungsmusik aller Art erwünscht; auf keinen Fall wollten die Hausfrauen ein »hochgestochenes«, mit Fremdworten versehenes Vokabular.⁹⁷ Der enorme Erfolg des deutschsprachigen Programms von Radio Luxemburg, das seit Sommer 1957 gesendet wurde, basierte darauf. Die Mischung von kurzen Nachrichten zu Beginn jeder Stunde und Unterhaltungsmusik am laufenden Band, verbunden durch anspruchslose Plaudereien und Werbung, erfreute sich am Nachmittag – das Programm lief am Werktag von 14 bis 18 Uhr – wachsender Beliebtheit.⁹⁸ Als eindeutiger Spitzenreiter in der Hörergunst erwiesen sich am Abend bis gegen Ende der 1950er Jahre modernisierte »Bunte Abende«, die im Unterschied zu ihren schon in den 1930er Jahren beliebten Vorgängern nun immer mehr Quiz-Elemente aufwiesen. Aber mit dem bereits erwähnten Funktionsverlust des abendlichen Rundfunkprogramms hatten gerade diese modernsten Formen der Unterhaltung, die z. T. direkt vom Fernsehen übernommen und weiterentwickelt werden konnten, mit die stärksten Einbrüche bei den Hörerzahlen hinzunehmen.⁹⁹ Der zunehmende Verlust des familiären Publikums – hinzu kam die immer größere Unzufriedenheit jugendlicher Hörer über die mangelnde Berücksichtigung ihrer Wünsche nach »Schlagermusik« – zeigte eine Krise des Hörfunks an. In den Funkhäusern wurde dazu übergegangen, Programmhöhepunkte auf den späten Nachmittag vorzuverlegen und noch stärker die Funktion des Radiohörens als, so drückte es der Programmdirektor des Süddeutschen Rundfunks aus, »Begleitmusik, Hintergrundmusik oder Geräuschkulisse«¹⁰⁰ zu betonen. Zeitgenössische Beobachter konstatierten bereits, daß sich das Radio »mehr und mehr zum Begleiter des einzelnen – im Auto, im Schlafzimmer und auf Reisen« entwickle.¹⁰¹ Nicht nur die Fernfahrer, alle nachts arbeitenden oder sich unterwegs befindlichen Hörer wurden in die Überlegungen der Verantwortlichen in den Funkhäusern einbezogen.

Am 1. Juli 1959 begann der Betrieb eines gemeinsam von den ARD-Anstalten ausgestrahlten Rundfunk-Nachtprogramms in der Zeit von 0 Uhr 10 bis 5 Uhr 50. Dies bedeutete eine beträchtliche Erweiterung des Programmangebots in der Nacht, beim Hessischen Rundfunk z. B. 1959/60 eine Vervierfachung gegenüber dem Zeitraum 1958/59.¹⁰² Im übrigen erforderte der zunehmende Autoverkehr auch tagsüber mehr Sondernachrichten wie Straßenzustandsberichte bzw. Verkehrsmeldungen und insgesamt eine Auflockerung des Programms. Die zweite Hälfte und besonders das letzte Drittel der 1950er Jahre erwiesen sich erst als der Beginn einer Umbruchszeit in der Geschichte des Hörfunks, in der seine Funktion als massenmedialer Hegemon der in der Familie verbrachten Freizeit zu Ende ging und in der auch in der Programmstruktur bereits einige Veränderungen sichtbar wurden.

97 Vgl. hierzu detailliert die empirische Studie von *Oskar Graefe*, *Strukturen der Rundfunkprogrammauswahl bei Hausfrauen*, Münster 1958.

98 Vgl. IfD, *Radio Luxemburg. Hörerzahlen in Westdeutschland*, hekt. Typoskript, 1958, in: BA, ZSg. 132, 655; *Funkwerbung für Deutschland. Neue Zahlen für Radio Luxemburg*, o. O./o. J. [Frankfurt/Main 1959]; ein Exemplar im HBI.

99 Vgl. Infratest-Untersuchung für den NDR, Typoskript 1963, in: NDR-Archiv, 01.05080.000.

100 epd/Kirche und Rundfunk 10, 1958, Nr. 12.

101 *Werner Rings*, *Die 5. Wand: Das Fernsehen*, Düsseldorf 1962, S. 140.

102 Vgl. Geschäftsbericht des Hessischen Rundfunks 1959/60, in: DRA, HR 1/001.

IV. DER BEGINN DES FERNSEHZEITALTERS

Das Fernsehen¹⁰³ kann unter sozialgeschichtlichem Blickwinkel als genuin neues Massenmedium der 1950er Jahre in Westdeutschland angesehen werden, und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen vermittelte es Unterhaltung und Information in neuartiger audiovisueller Form, zum anderen begann es, die gesamte Freizeitnutzung umzustrukturieren, vermittelte neue Freizeit- und Lebensstile. Die sozialgeschichtlich »revolutionäre« Veränderung der Freizeit-sphäre durch das Fernsehen begann in breitem Maß zwar erst im letzten Drittel der 1950er Jahre, aber mit rapidem Anfangstempo, wobei Inhalt und Richtung dieses »revolutionären« Prozesses paradoxerweise in der gesteigerten Attraktivität und damit Zementierung der Häuslichkeit bestanden. Damit gewinnt auf einer besonderen Ebene der für die Betrachtung der 1950er Jahre insgesamt bemühte Begriff einer »Modernisierung unter »konservativen Auspizien«« (Christoph Kleßmann) Kontur.

Für die Fachleute kam der Aufstieg des Fernsehens nicht überraschend. Selten gelangen Prognosen so exakt wie auf diesem Gebiet, weil die Entwicklungskurve des neuen Mediums derjenigen in den USA und vor allem in Großbritannien zeitversetzt – mit einem time lag von sechs Jahren hinter dem britischen TV – weitgehend ähnelte.

Eine große Rolle bei der Werbung für das neue Medium, das versuchsweise Ende 1950 seinen Betrieb aufgenommen hatte, seit Weihnachten 1952 als NWDR-Fernsehen und seit dem 1. November 1954 als Gemeinschaftsprogramm der Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands (ARD) ausgestrahlt worden war, spielte von Anfang an die Übertragung von sportlichen und anderen Großereignissen. Über eine halbe Million Zuschauer verfolgten bereits das Endspiel der Fußball-Weltmeisterschaft zwischen Ungarn und der Bundesrepublik Deutschland im Sommer 1954 am Bildschirm, meist in Gastwirtschaften, die damit ihren Umsatz hoben. Bald darauf begann der Einzug der Geräte in die westdeutschen Haushalte. Im Februar 1956 wurde die Grenze der ersten 100 000 angemeldeten Geräte überschritten, der millionste Fernsehteilnehmer wurde im Oktober 1957 begrüßt; ein gutes Jahr später hatte sich diese Zahl verdoppelt, und Ende der 1950er Jahre gab es über drei Millionen Fernsehhaushalte.¹⁰⁴

Die Gewinnung neuer Fernsehteilnehmer hatte zunächst zur Voraussetzung, daß die bestehenden Lücken für die technischen Empfangsmöglichkeiten rasch geschlossen wurden. Dies war Ende der 1950er Jahre erreicht, auch wenn es in schwierig erreichbaren, meist bergreichen Regionen noch nicht erfaßte Gebiete gab – in Hessen z. B. betraf dies 1959 ca. 10 % der Bevölkerung.¹⁰⁵ Eine weitere wichtige Voraussetzung der Fernsehverbreitung war in den 1950er Jahren eine Preisgestaltung, die einen Durchbruch zum Massenmedium ermöglichte. Anfangs bewegten sich die Gerätepreise noch in der Höhe mehrerer Monatsgehälter eines Facharbeiters. Aber bereits im Februar 1954 senkte eine große Markenfirma den Preis ihrer 36 cm-Bildröhren-Tischgeräte um 300 auf 798 DM.¹⁰⁶ In der Begründung

103 Vgl. zum folgenden *Axel Schildt*, *Der Beginn des Fernsehzeitalters – Fernsehen in den 50er Jahren*, in: *Schildt/Sywottek*, *Modernisierung*, im Erscheinen.

104 *Gerhard Eckert/Fritz Niehus* (Hrsg.), *Zehn Jahre Fernsehen in Deutschland. Dokumentation – Analyse – Kritik*, Frankfurt/Main 1963, S. 180; vgl. *Holger Bonus*, *Die Ausbreitung des Fernsehens*, Meisenheim am Glan 1968; illustratives Material in: *Claus Eurich/Gerd Würzberg*, *30 Jahre Fernsehalltag. Wie das Fernsehen unser Leben verändert hat*, Reinbek 1983; wie schon in der Geschichte des Hörfunks, spielten sich auch bei der Ausbreitung des Fernsehens zähe Kämpfe gegen diejenigen ab, die ohne Bezahlung der Gebühren am Programm partizipieren wollten. Trotz der erfolgreich arbeitenden Peiltrupps der Bundespost rechnete man im Sommer 1957 noch mit 12 bis 15 % »Schwarzsehern«; vgl. *fff-press* 4, 1955, Nr. 60, S. 6; *Der Gong*, Nr. 35/1957.

105 *Fernseh-Informationen* (FI) 10, 1959, Nr. 32, S. 710.

106 Vgl. *Karl Tetzner*, *Und der Start ist doch gelungen*, in: *Fernsehen* 2, 1954, S. 80–85.

für diesen Schritt hieß es, er sei »zwar mit der gegebenen Kalkulation in keiner Weise in Einklang zu bringen, es komme aber jetzt darauf an, das Interesse breiter Schichten für das Fernsehen durch volkstümliche Preise zu wecken.«¹⁰⁷ Mitte der 1950er Jahre dann erhielt man preiswerte Geräte mit der größeren 43 cm-Bildröhre bereits für weniger als 600 DM. Durch die steigenden Einkommen und die gleichzeitig gefallenen Preise war es immer mehr Haushalten möglich, sich ein Gerät anzuschaffen, zumal – wie im Radiogeschäft der 1930er und frühen 1950er Jahre – großzügige Ratenzahlungsbedingungen geboten wurden.

Die regionalen Unterschiede in der Fernsehdichte waren auch im letzten Drittel des Jahrzehnts noch sehr groß. Während im Bundesdurchschnitt 1957 7 % aller Haushalte ein Gerät angemeldet hatten, war es 1960 genau ein Viertel. Dabei streuten die Anteile 1957 zwischen 13 % (OPD-Bezirk Düsseldorf) und 3 % (OPD-Bezirke Trier, Tübingen, Freiburg), 1960 zwischen 38 % (Düsseldorf) und 12 % (Tübingen). Die süddeutschen OPD-Bezirke mit der geringsten Fernsehdichte hatten 1960 in etwa den Stand der führenden Bezirke an Rhein und Ruhr von 1957 erreicht.

In noch kürzerer Frist als das Radio wurde das Fernsehen zu einem Freizeitmedium für die »breite Bevölkerung«, nach einer bundesweiten Repräsentativbefragung des DIVO-Instituts war 1958 der Zeitpunkt erreicht, zu dem Angestellten-, Beamten- und Facharbeiterhaushalte im Durchschnitt eine etwa gleich große Fernsehdichte aufwiesen. Die Differenzierung nach dem Familiennettoeinkommen zeigte keine Unterschiede mehr im Gerätebesitz bei den Einkommensgruppen von 400 bis 500 und 500 bis 600 DM, und mehr Mieter als Hausbesitzer hatten einen Apparat. Die größten Unterschiede blieben auf regionaler und Ortsgrößenebene; weit zurück lagen bei der Fernsehversorgung im übrigen neben der landwirtschaftlichen Bevölkerung die alten Menschen.¹⁰⁸

Die Gründe, die den Ausschlag für die Anschaffung des Fernsehapparats gaben und dann auch als Erfahrung der Besitzer am meisten zählten, waren im Prinzip von Anfang an die gleichen. Das Fernsehen sollte den häuslichen Feierabend und das Wochenende verschönern und in diesem Sinne die bisherige Aufgabe des Radios visuell erweitern und damit entscheidend verbessern. Den noch stärker als beim Hörfunk ausgeprägten Unterhaltungswunsch bestätigte eine Allensbacher Umfrage im Gebiet des Süddeutschen Rundfunks 1955. Einzelne Kommentare zum mehrheitlich genannten Motiv für die Anschaffung des Geräts (»Zur Unterhaltung«) lauteten: »Wir kommen unter der Woche net raus, und ein bissle Abwechslung muß man doch haben.« »Wir gehen sonst wenig aus, da machen wir es uns zu Hause gemütlich.« »Es ist dann gemütlicher zu Hause und man bleibt lieber daheim.« »Ich bin sehr für die Häuslichkeit, es macht mir mehr Spaß, und ich brauche nicht ins Kino zu gehen.«¹⁰⁹ Auch alle weiteren Umfragen zu den Motiven der Anschaffung förderten immer wieder diese Wunschemischung von Häuslichkeit und Unterhaltung zutage.

Wie beim Hörfunk entwickelte sich auch beim neuen audiovisuellen Medium das Programm in einem gewissen Spannungsverhältnis zu dem fast ausschließlichen Wunsch der Zuschauer nach Unterhaltung; ein Unterschied bestand allerdings darin, daß man am Radio Sender auswählen konnte, so daß eine Programmkonkurrenz gegeben war, während das Fernsehpublikum in aller Regel – sofern es nicht in grenznahen Gebieten die Sender der Nachbarländer oder das DDR-Programm mit Zusatzantennen empfangen konnte – konsumieren mußte, was ihm von der ARD serviert wurde. Je mehr das Fernsehen zum Massenmedium wurde, desto klarer profilierte es sich unter dem Druck nicht nur der Zu-

107 FI 5, 1954, Nr. 4, S. 97.

108 Vgl. DIVO-Institut, Westdeutscher Markt, S. 112; Der Markt für Rundfunk- und Fernsehgeräte; IfD, Hörfunk und Fernsehen 1960.

109 IfD, Die Fernsehteilnehmer. Ergebnisse einer Leitstudie im Gebühreneinzugsgebiet des Süddeutschen Rundfunks, hekt. Typoskript, Juni 1955, in: BA, ZSg. 132, 437.

schauer, sondern auch der Phono-Industrie und des Fachhandels als Medium der Unterhaltung. Mindestens an jedem dritten Abend lief im ARD-Rechnungsjahr 1958/59 eine »Große Unterhaltungssendung«.¹¹⁰ Programmexpansion und Profilierung des Fernsehens als Unterhaltungs-Medium folgten bzw. gingen phasenweise dem voraus, was das Publikum selbst als seine hauptsächliche Funktion gewünscht und als wichtigsten Grund für die Anschaffung des TV-Geräts genannt hatte. Insofern verwundern die notorisch gleichen Programmvorlieben nicht, die die Zuschauerforschung in den 1950er Jahren ermittelte. An der Spitze der Beliebtheit standen – wie schon zuvor beim Hörfunk – die Rätselsendungen. »Quiz« hieß das neue Zauberwort auch im Fernsehen.¹¹¹

Das aus den USA kommende spielerische Rätselraten, dem deutschen Geschmack angepaßt, ließ im neuen Medium erheblich größere Möglichkeiten zu als im Radio, vor allem hinsichtlich der Beteiligung des Publikums, die reichhaltige Identifikationsangebote schuf. Eine neue Konzeption von Quiz, die nicht mehr vorrangig auf das Wissen, sondern auf Harmonie und Abstimmung innerhalb einer ganzen Kandidatenfamilie zielte, wurde seit 1957 mit großem Erfolg von Hans-Joachim Kuhlenkamp ausprobiert.¹¹² Dieser und Peter Frankenfeld, die beiden bekanntesten »Quizmaster« – so der seither gängige pseudoamerikanische Begriff für den Moderator und Spielleiter – wurden 1959 von den Lesern zweier Funk- und Fernsehillustrierten zu den beliebtesten deutschen »Stars vom Bildschirm« gewählt.¹¹³ Daneben stießen Kinospielefilme, volkstümliche und gemäßigt mundartlich eingefärbte Theaterkomödien (»Millowitsch« aus Köln, »Ohnsorg« aus Hamburg u. a.) und eigens für das Fernsehen produzierte Familienserien auf die größte Resonanz. Legendar war der Erfolg der ersten »Fernsehfamilie«, der »Schölermanns«, deren Folgen unter dem Titel »Unsere Nachbarn heute abend« seit 1954 gesendet wurden. Diese »typische« deutsche Familie mit durchschnittlichem Geschmack kämpfte unverdrossen und humorvoll gegen die Widrigkeiten des Alltagslebens, wobei es häufig um das Haushaltsbudget, um Schulprobleme, Erziehungsfragen und die beengten Wohnverhältnisse ging. Bis zum Ende der 1950er Jahre blieb die Serie einer der Spitzenreiter in der Publikumsgunst. Am 9. März 1960 wurde laut den regelmäßig durchgeführten Infratest-Erhebungen eine Sehbeteiligung von 91 % erreicht.¹¹⁴ Seit dem letzten Drittel der 1950er Jahre bot der Bildschirm allmählich auch mehr kürzere und längere Kriminalfilme, die sich wie zuvor die Kriminal-Hörspiele im Hörfunk großer Beliebtheit erfreuten. Zu nennen sind etwa die reportagenhaft gestaltete Serie »Der Polizeibericht meldet« von Jürgen Roland (seit 1957) und vom gleichen Autor die nach authentischen Fällen konstruierte Serie »Stahlnetz« (seit 1958), die von der Sehbeteiligung her mit »Schölermanns« mithalten konnte und hochgelobt war.¹¹⁵

Mit Quiz, Kinospielefilm, volkstümlichen Mundart-Komödien, der ersten Familienserie und den Kriminalfolgen sind die tragenden Bausteine der abendlichen Fernsehunterhaltung genannt. Während sich der Unterhaltungscharakter des neuen Mediums immer mehr ausprägte, wurde zunehmend Wert auf seine Informationsfunktion gelegt, deren Einlösung erst die Ersetzung des Radios als dominierendem elektronischen Freizeitmedium perfekt machte. Ein historisches Datum in diesem Prozeß war der 1. Oktober 1956; seither wurde die Tagesschau als zentrale Nachrichtensendung täglich gezeigt, leitete ihre Erkennungs-

110 Nord- und Westdeutscher Rundfunkverband. Fernsehen. Programmstatistik. Rechnungsjahr 1958/59, in: DRA, ARD (Eigenpublikationen) 1/002.

111 Vgl. Gerd Hallenberger, Anmerkungen zur Amerikanisierung der Fernsehunterhaltung in der Bundesrepublik, unveröffentl. Ms. 1990.

112 Es handelte sich um die Sendereihe »Die glücklichen Vier«, die ein überschwengliches Presse-echo auslöste.

113 Vgl. Kölner Stadtanzeiger, 4. 7. 1959.

114 Vgl. fff-Press 9, 1960, Nr. 28, S. 4.

115 Vgl. fff-Press 7, 1958, Nr. 94, S. 4.

melodie für immer mehr Familien den Fernsehabend ein. Zu erwähnen ist auch der vom Hörfunk übernommene »Internationale Frühschoppen«; der Anteil der sonntagsmorgens debattierenden Journalistenrunde an der »Popularisierung der Politik«¹¹⁶ ist nicht zu unterschätzen.

Die Wandlung des Familienlebens zur »neuen Häuslichkeit« machte sich in den Haushalten, in denen ein Fernsehgerät angeschafft worden war, rasch bemerkbar. Vor allem wurde eine weitere Verhäuslichung des Mannes bemerkt und von der großen Mehrzahl der Fernsehzuschauer als »familienbindend« begrüßt.¹¹⁷ Am meisten hatte das Fernsehen dort eine Freizeit-Monopolstellung eingenommen, wo wenig anderweitige Möglichkeiten und Anregungen vorhanden waren: bei Arbeitern, Menschen mit geringer Schulbildung und Bewohnern kleiner Gemeinden. Als Grund kam hinzu, daß gerade die schlechter gestellten Teile der Bevölkerung, die sich unter größten Opfern schon früh einen Fernsehapparat geleistet hatten, ihn nun auch ausnutzen wollten.¹¹⁸ So wie zuvor das Radio den häuslichen Teil der Freizeit geprägt hatte – etwa in der Abstimmung der Abendessenszeit auf den Programmverlauf –, regelte nun das Fernsehen den Zeitplan an Feierabend und Wochenende. Ob aus der visuellen Qualität des neuen Mediums eine Veränderung des Konsums resultierte, die der »Wohnungseinrichtung und der häuslichen Gemütlichkeit [. . .] die erste Stelle im Einkommensetat« einräumte, wie die »Zeit« schrieb¹¹⁹, oder ob diese Konzentration auf die Verschönerung des Innenraums nicht vielmehr ohnehin im Trend lag, läßt sich nicht abschließend gewichten. Eine beschleunigende Funktion wird man dem Fernsehen in dieser Beziehung aber wohl zumessen können.

Auch die Einflüsse des neuen Mediums auf die außerhäusliche Freizeit sind differenziert zu betrachten. Abgesehen davon, daß der Rückgang des abendlichen Ausgehens wegen des Fernsehens nach sozialen Gruppen unterschiedlich war, betraf es vor allem die Sektoren, für die das häusliche TV-Programm Ersatz bot. Am direktesten war dies noch beim Kino der Fall, dessen Abstieg mit dem Aufstieg des Fernsehens zum Massenmedium einherging. Beim Verzicht auf den Kinobesuch vereinigten sich die Motive, Geld zu sparen und es vor dem eigenen »Heimkino« bequemer zu haben. Wiederum waren es vor allem die Arbeiter, Menschen mit Volksschulbildung und Bewohner kleiner Gemeinden unter den Fernsehbesitzern, die sich am stärksten vom »Filmpalast« zum »Pantoffelkino« wandten und die Krise des Kinos einleiteten. In zweiter Linie hatten Gaststätten, Tanzlokale und andere Zentren abendlicher Vergnügungsindustrie Umsatzeinbußen zu verkraften. Auch hier spielte wiederum das Preisbewußtsein bei Fernsehzuschauern mit geringerer Finanzkraft und »kulturellem Kapital« eine große Rolle.¹²⁰ Zum ersten Mal schließlich hatte 1959 die Fernsehübertragung eines Fußball-Länderspiels (Bundesrepublik gegen Polen) gravierende Auswirkungen auf den Kartenvorverkauf.¹²¹ Andere außerhäusliche Freizeitaktivitäten waren dagegen kaum oder überhaupt nicht von der Konkurrenz des Fernsehens tangiert. Dazu zählten z. B. Theater- und Konzertbesuche, und auch die Volkshochschulen hatten sich nicht über geringeren Zulauf zu beklagen.¹²²

116 Werner Höfer, Der amphibische Frühschoppen, in: Rundfunk und Fernsehen 4, 1956, S. 158–161, Zitat S. 159.

117 Karl Tetzner/Gerhard Eckert, Fernsehen ohne Geheimnisse, München 1954, S. 12 f.

118 Vgl. NWDR. Hörerforschung, Die Fernsehzuschauer 1954/55: Ein Jahresbericht, hekt. Typoskript, Hamburg 1955, in: DRA, NWDR 6/016.

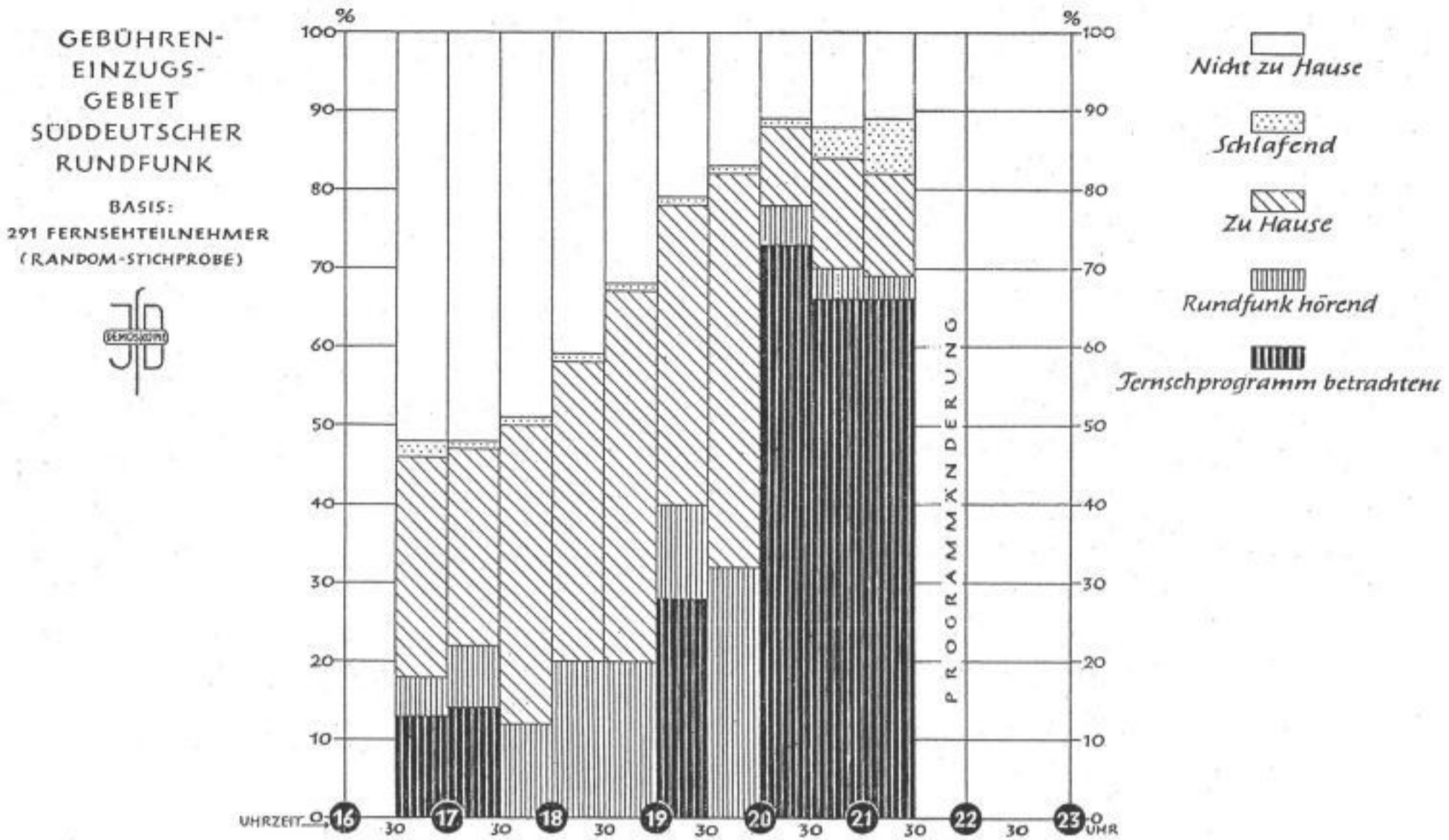
119 Fernsehen ändert Konsum, in: Die Zeit, 28. 4. 1955.

120 Vgl. FI 7, 1956, Nr. 14, S. 301.

121 Hannoversche Presse, 14. 5. 1959.

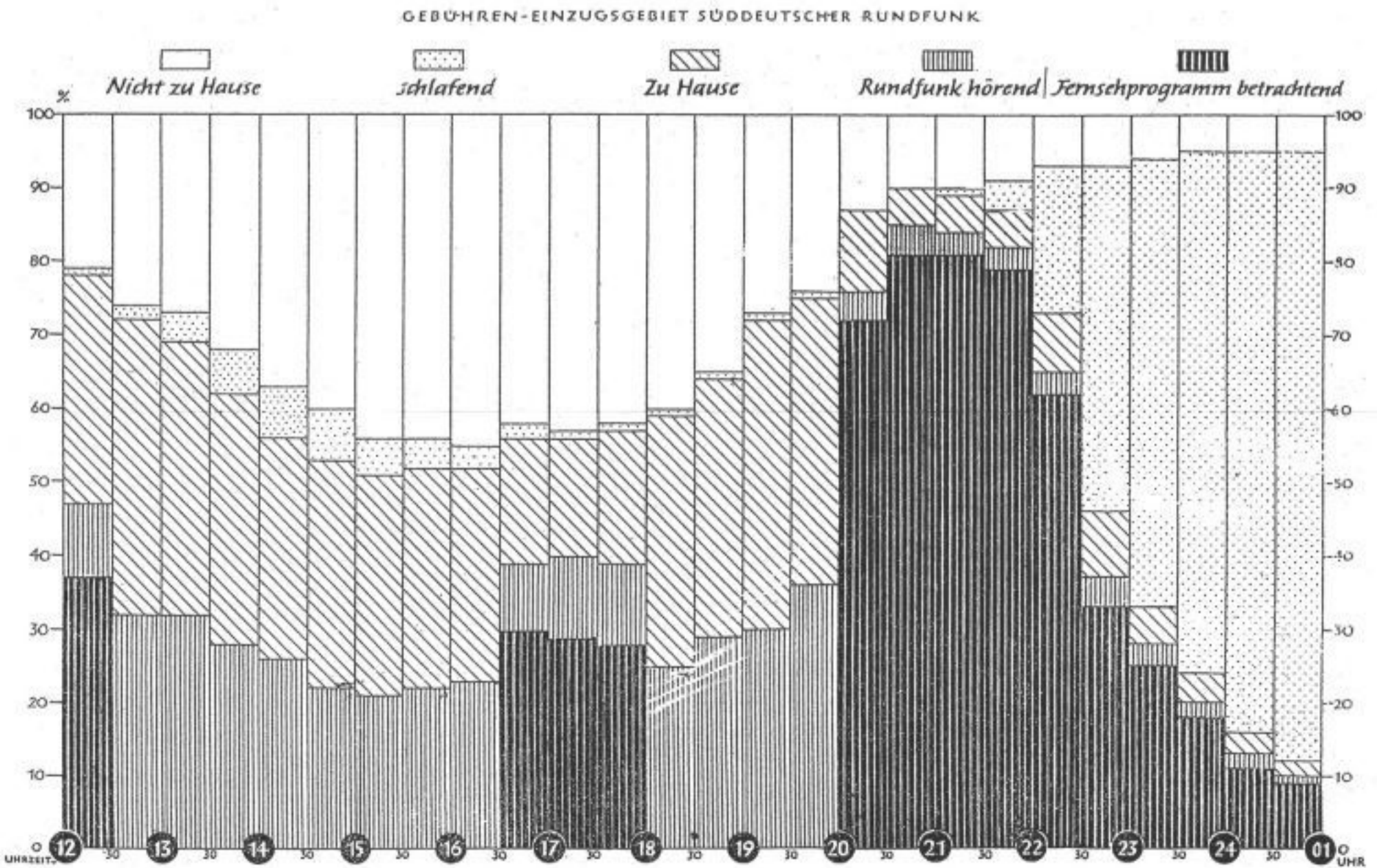
122 Vgl. FI 9, 1958, Nr. 16, S. 370.

Schaubild 4: Tageslauf der Fernsehteilnehmer am Montag, den 27. Februar 1956



Quelle: IfD, Fernsehpublikum 1956. Eine Untersuchung für den Süddeutschen Rundfunk. Februar/März 1956, in: BA, ZSg. 132, 481/III.

Schaubild 5: Tageslauf der Fernsehteilnehmer am Sonntag, den 4. März 1956



Quelle: IfD, Fernsehpublikum 1956.

In welchem starkem Maß das Fernsehen das Radio ersetzte, zeigt die Strukturähnlichkeit der tageszeitlichen Nutzung zum vormaligen Rundfunkkonsum, die bei Stichtagskontrollen an einem Werktag und einem Sonntag im Gebiet des Süddeutschen Rundfunks 1956 festgestellt wurde. Unterschiede ergaben sich lediglich wegen des am Werktag zwischen 18 und 20 Uhr noch fehlenden Programms (vgl. Schaubilder 4 und 5). Die Schließung der Lücke zwischen Nachmittags- und Abendprogramm im Zuge der stetigen Ausweitung der Sendezeit¹²³ fiel in das letzte Drittel der 1950er Jahre. Man kann davon ausgehen, daß zu Beginn der 1960er Jahre (1961) an einem Werktag gegen 20 Uhr in den bundesdeutschen Haushalten jeweils zu 30 % ferngesehen, Radio gehört oder anderen häuslichen Beschäftigungen nachgegangen wurde, während zu 10 % ausgegangen wurde. An Samstagen und Sonntagen gestalteten sich die Relationen etwas anders. Ungefähr ein Drittel saß jeweils vor dem Bildschirm, und um die 20 %, an Samstagen etwas mehr, an Sonntagen etwas weniger, waren nicht zu Hause anzutreffen; etwa ebenso hoch war der Anteil derjenigen, die ihr Radio eingeschaltet hatten.¹²⁴ Im übrigen vereinigte sich zur Tagesschau um 20 Uhr ein gesamtdeutsches Fernsehpublikum, da auch drei Viertel der TV-Bürger in der DDR diese Nachrichtensendung einschalteten; ansonsten gab es im »Arbeiter- und Bauernstaat« ähnliche Muster des Fernsehverhaltens wie im Westen.¹²⁵

Mit der Ausfüllung der Programmlücken wurde Ende der 1950er Jahre auch der Wunsch nach einem Zweiten Programm lauter, nachdem die technischen Möglichkeiten dafür – seit 1956/57 – gegeben waren. Daß die Wünsche der Fernsehzuschauer für ein solches Zweites Programm wiederum »klar in die Richtung ›Mehr Unterhaltung‹ wiesen«, wie 1960 konstatiert wurde, verwundert nicht.¹²⁶ Aufgrund langwieriger politischer Querelen um die Kontrolle der neuen Sendeanstalt wurde das Publikum erst am 1. April 1963 (offizieller Start) mit dem ZDF beglückt.¹²⁷ Von vornherein konnte dessen noch stärker von der Unterhaltung geprägtes Programm in fast allen Teilen der Bundesrepublik empfangen werden. Es löste einen Beschleunigungseffekt für den Fernsehboom der 1960er Jahre aus, der dieses Jahrzehnt zum Jahrzehnt der Durchsättigung der bundesdeutschen Haushalte mit dem neuen Medium machte, nachdem dafür in den 1950er Jahren alle Grundlagen gelegt und erste Auswirkungen spürbar geworden waren.

V. ZUR FREIZEIT DER JUGENDLICHEN¹²⁸

Die Jugendlichen¹²⁹ teilten in den ersten Jahren nach 1945 die bittere materielle Not der gesamten Bevölkerung. Unterernährung, Wohnungsnot, Flüchtlingselend und anfangs auch vielfach Vaterlosigkeit in den Familien kennzeichneten die Situation. Für diese Jugendge-

123 Vgl. *Knut Hickethier*, Die ersten Programmstrukturen im deutschen Fernsehen: von der wohlkomponierten Mitte zum Viertelstundenraster, in: *Rundfunk und Fernsehen* 32, 1984, S. 441–462.

124 Vgl. die Allensbacher Erhebung in Baden-Württemberg vom November 1961, die in etwa auf das Bundesgebiet hochzurechnen ist: IfD, *Rundfunkhörer und Fernsehteilnehmer 1961/62*. Bd. I: Die großen Trendbewegungen, neue Lebensgewohnheiten, in: BA, ZSg. 132, 974/I.

125 DIVO-Institut, *East Zone Radio Listening and TV Viewing Habits* (März 1960), in: ZA, *American Embassy-Report* s-4.

126 Vgl. *Eckert/Niehus*, S. 197.

127 Vgl. *Klaus Wehmeier*, *Die Geschichte des Zweiten Deutschen Fernsehens, Teil I: Entstehung und Entwicklung 1961–1966*, Mainz 1979.

128 Vgl. *Axel Schildt*, *Aufwachsen in den 50er Jahren: Von der Not der Jugend zur Teenager-Kultur*, in: *Schildt/Sywottek*, *Modernisierung, im Erscheinen*.

129 Wenn im folgenden von »Jugend« bzw. »Jugendlichen« gesprochen wird, so ist – der Altersbestimmung der meisten zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Studien folgend – generell die

neration waren die Jahre im Jungvolk, in der Hitler-Jugend, als Flakhelfer oder im Volksturm prägend gewesen, in der Nachkriegszeit mußten vielfach die Aufgaben von Erwachsenen bei der Sicherung der materiellen Existenz übernommen werden.

Mit der Währungsreform rückte dann für einige Jahre die »Berufsnot« bzw. Arbeitslosigkeit der Jugendlichen zum wichtigsten Problem auf, während die schlimmste soziale Not allmählich zurückging. Eine Viertelmillion Menschen unter 25 Jahren registrierte die Arbeitslosenstatistik 1950.¹³⁰ Vor allem aber die »seelische Not« der jungen Generation, die infolge der Kriegs- und Nachkriegserfahrungen überwiegend »introvertiert«¹³¹ gestimmt sei, wurde um 1950 immer wieder thematisiert.¹³²

Nur wenige Jahre später hatte der wirtschaftliche Aufschwung dafür gesorgt, daß statt der »Berufsnot« die Berufstätigkeit typisches Merkmal von Jugend geworden war. Die nahezu vollständige Eingliederung der schulentlassenen Jugendlichen, und in immer stärkerem Maße auch der Mädchen, in das Berufsleben wird durch eine EMNID-Erhebung von 1953 eindrucksvoll belegt. Danach arbeiteten 69 % der 15- bis 17jährigen, 85 % der 18- bis 20jährigen und 86 % der 21- bis 24jährigen (zum Vergleich 1984: 19 % bzw. 56 % bzw. 66 %).¹³³ Zu den vier Fünfteln der Jugendlichen von 15 bis 24 Jahren, die berufstätig waren, kann man (für 1955) noch ca. 7 % addieren, zumeist weibliche Jugendliche, die im elterlichen Haushalt, meist auf dem Lande, mithalfen.¹³⁴ Diese weitgehende Eingliederung der Jugendlichen in das westdeutsche Beschäftigungssystem kann als »Normalisierung« angesehen werden, der auch die Wiederherstellung des dreigliedrigen Schulsystems in seinen ungefähren quantitativen Dimensionen zwischen Volks- bzw. Hauptschülern (bei den 13jährigen 80 % in 1952 bzw. 70 % in 1960), Mittel- bzw. Realschülern (6 % bzw. 11 %) und Höheren Schülern (12 % bzw. 15. %) entsprach.¹³⁵

Die weitgehende Eingliederung der Jugendlichen in den Arbeitsprozeß des Wiederaufbaus vollzog sich unter dem Vorzeichen einer erheblichen Ausweitung der Arbeitszeiten. Nach dem erst 1960 novellierten Jugendarbeitsschutzgesetz von 1938 betrug die zulässige

Gruppe der 14- bis 21jährigen gemeint. Bisweilen wurde in den 1950er Jahren auch die Altersgruppe der 14- bis 25jährigen als jugendlich bezeichnet, während bei Betrachtungen der »Halbstarken« am Ende des Jahrzehnts wiederum vor allem die 15- bis 17jährigen in den Blick gerieten.

130 *Hilde Wander*, Berufsausbildung und Produktivität. Westdeutsche Nachwuchsprobleme im Zusammenhang in- und ausländischer Entwicklungen, Kiel 1953, S. 25; vgl. Arbeit für die Jugend. Berichte über Not und Hilfe, zusammengestellt und bearbeitet von *Dr. Hans Achinger*, Stuttgart 1950; Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend, hrsg. vom Bundesvorstand des DGB, Hauptabteilung Jugend, 2 Bde., Köln 1950/52.

131 *Georg Weippert*, Zur Soziologie der Jugend, in: *Studium Generale* 4, 1951, S. 610–620, Zitat S. 616.

132 Eine Zusammenstellung der frühen sozioempirischen Jugendstudien im ersten Nachkriegsjahrzehnt bieten *Hans Braun*, Die gesellschaftliche Ausgangslage der Bundesrepublik als Gegenstand der zeitgenössischen soziologischen Forschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 31, 1979, S. 766–795, hier S. 779 ff.; *Helmut Fend*, Sozialgeschichte des Aufwachsens. Lebensbedingungen, Erziehungsverhältnisse und Jugendgestalten in der Bundesrepublik, Frankfurt/Main 1987, S. 225 ff.

133 Vgl. *Jürgen Zinnecker*, Jugendkultur 1940–1985, Opladen 1987, S. 313.

134 *Helmut Schelsky*, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Köln etc. 1957, S. 151.

135 Vgl. *Helmut Köhler*, Der relative Schul- und Hochschulbesuch in der Bundesrepublik 1952–1975. Ein Indikator für die Entwicklung des Bildungswesens, Berlin 1978, S. 169; für lange Reihen (seit 1911) vgl. *Dietmar Petzina u. a.*, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III. Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914–1945, München 1978, S. 165 ff.

wöchentliche Höchstarbeitszeit 48 Stunden¹³⁶, aber sehr häufig wurde der Arbeitstag noch länger ausgedehnt.¹³⁷ Insofern waren die zeitlichen Rahmenbedingungen für die Freizeit bei den meisten Jugendlichen genauso angespannt wie bei den Erwachsenen.

Einengend waren auch die räumlichen Verhältnisse. Noch Mitte der 1950er Jahre verfügte nur eine Minderheit der Jugendlichen über einen eigenen Schlafraum, wobei Mädchen meist gegenüber Jungen benachteiligt wurden.¹³⁸ Die Enge der Wohnverhältnisse und fehlende individuelle Rückzugsmöglichkeiten förderten die bereits beschriebene Familienzentriertheit in der Freizeit. Eine Folge der engen zeitlichen, räumlichen und finanziellen Rahmenbedingungen, die sich erst gegen Ende der 1950er Jahre beträchtlich erweiterten, war die immer wieder festgestellte Strukturähnlichkeit jugendlicher Lebensstile in der Freizeit zu denjenigen der Bevölkerung insgesamt.¹³⁹ Die Zeitschrift »Deutsche Jugend« sammelte 1960 Selbstaussagen von Jugendlichen über ihre Freizeitaktivitäten am Wochenende. Resümierend wurde dazu festgehalten:

»Auf den einfachsten Nenner gebracht heißt das bei vielen: Schlafen, Kino, Fernsehen, Biertrinken und Langeweile. Wenn von überfüllten Tanz-Bierbars, ausverkauften Kinovorstellungen und vollbesetzten Milchbars am Wochenende die Rede ist, dann bedeutet das aber nicht, daß sich der überwiegende Teil der Jugendlichen amüsiert und vergnügt. Die das regelmäßig tun, zählen zu den aktivsten Konsumenten ihrer freien Zeit am Wochenende.«¹⁴⁰

Wie bei den Erwachsenen stand das Lesen, eine häusliche Beschäftigung, an erster Stelle bei den in Umfragen der 1950er Jahre genannten Tätigkeiten in der Freizeit. Angesichts der erwähnten Bildungsverteilung verwundert es nicht, daß auch bei den Jugendlichen weniger das »gute Buch«, als »Romanschmöker« aus dem privaten Leihbuchhandel, die lokale Tageszeitung sowie Illustrierte und Rundfunk- bzw. Fernsehzeitschriften bevorzugt wurden; kommerzielle Jugendzeitschriften wie die »Bravo« kamen erst im letzten Drittel des Jahrzehnts auf.

Die Strukturähnlichkeit der Freizeitnutzung bei den Jugendlichen und der Gesamtbevölkerung zeigte sich auch bei der Nutzung der elektronischen Massenmedien. Mehr als drei Viertel aller Jugendlichen hörten Mitte der 1950er Jahre Radio – mit durchschnittlichen Hörzeiten um drei Stunden pro Tag.¹⁴¹ Das Radiohören fand im übrigen für die mei-

136 Vgl. *Hildegard Stemler/Erich Wiegand*, Zur Entwicklung der Arbeitszeitgesetzgebung und der Arbeitszeit in Deutschland seit der Industrialisierung, in: *Erich Wiegand/Wolfgang Zapf* (Hrsg.), Wandel der Lebensbedingungen in Deutschland. Wohlfahrtsentwicklung seit der Industrialisierung, Frankfurt/Main etc. 1982, S. 17–63, hier S. 37.

137 Nach einer umfangreichen hessischen Erhebung von 1950, die aufgrund der Sozialstruktur dieses Landes als repräsentativ für das Bundesgebiet insgesamt angesehen werden kann, arbeiteten von den berufstätigen Jugendlichen 36,2 % länger als 48 Stunden, 11,4 % länger als 60 Stunden in der Woche; vgl. Beirat für Jugendfragen (Hrsg.), Erhebungen über Lage, Tätigkeiten und Freizeitwünsche der Jugend von 14 bis 21. Eine Repräsentativumfrage für das Land Hessen, Wiesbaden o. J. [1950], S. 86 ff.; vgl. weiter das Referat über andere Umfragen mit tendenziell ähnlichen Ergebnissen bei *Viggo Graf Blücher*, Freizeit in der industriellen Gesellschaft, dargestellt an der jüngeren Generation, Stuttgart 1956, S. 19 ff.

138 Vgl. *Zinnecker*, S. 54; *Katrin Pallowski*, Wohnen im halben Zimmer, in: *Perlonzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten*, Berlin 1985, S. 23–29.

139 Vgl. *Willy Strzelewicz*, Jugend in ihrer freien Zeit, München 1965, S. 22.

140 *Sarah Sonntag*, Am Samstag fängt die Woche an . . ., in: *Deutsche Jugend* 8, 1960, S. 226–230, Zitat S. 230; vgl. *Horst E. Wittig*, Schule und Freizeit. Ein Beitrag zum pädagogischen Problem der Jugendkulturhilfe. Mit einer Dokumentation zur Freizeitpädagogik, 2. Aufl., Bad Harzburg 1964, S. 177 ff.

141 Vgl. *Elisabeth Merkle*, Das Verhältnis der Jugend zu Zeitung und Rundfunk, Diss. München 1954, S. 50 ff.; Jugendliche heute. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der Hörerforschung des Nordwestdeutschen Rundfunks, München 1955, S. 14 ff.

sten Jugendlichen im familiären Rahmen statt, da nur ca. ein Viertel von ihnen (1953) ein eigenes Gerät besaß.¹⁴² Hinzu kam, daß spezielle Jugendsendungen selten angeboten wurden. Die Hörerforschung registrierte allerdings bei den Jugendlichen eine noch eindeutigeren Spitzenstellung leichter Unterhaltungsmusik und eine größere Akzeptanz des ansonsten meist verpönten Jazz, während kulturelle und politische Wortsendungen noch weniger als im Durchschnitt der Bevölkerung geschätzt wurden.¹⁴³ Erst im letzten Drittel der 1950er Jahre entwickelte sich der Publikumsgeschmack von Jung und Alt spürbar auseinander; die bei den Eltern besonders beliebten »Bunten Abende« und Quizsendungen als Höhepunkt des familiären Feierabends rangierten nun bei den jugendlichen Hörern weit unten auf der Beliebtheitskala.¹⁴⁴ Die Ausbreitung des Fernsehens verstärkte dann die Segregation eines Teils der Jugendlichen von der familienbestimmten Freizeit. Die auch zeitgenössisch immer wieder geäußerte Ansicht, gerade Jugendliche säßen täglich stundenlang vor der »Flimmerkiste«, traf nämlich nicht zu; das Fernsehen war für die Jugendlichen deutlich weniger attraktiv als für Erwachsene und Kinder.¹⁴⁵

Der wichtigste Komplex außerhäuslicher Freizeitaktivitäten war für die Jugendlichen der 1950er Jahre eindeutig der Sport. Nach der Verbandsstatistik hatten die Landessportbünde 1954 ca. 1,3 Millionen jugendlicher Mitglieder von 15 bis 25 Jahren; 1959 wurde diese Mitgliederzahl allein von den 14- bis 21jährigen erreicht. Allerdings machten die weiblichen Jugendlichen davon jeweils weniger als ein Viertel aus.¹⁴⁶ Die Expansion des jugendlichen Vereinssports war Teil einer generellen Form- und Funktionsveränderung des Jugendvereinswesens, das quantitativ in der ersten Hälfte der 1950er Jahre den Stand von Mitte der 1920er Jahre überholte. Annähernd die Hälfte der Jugendlichen verbrachte Mitte der 1950er Jahre einen Teil der Freizeit in Vereinigungen aller Art.¹⁴⁷ Das dabei registrierte Übergewicht des Sportvereins drückte sich auch in den erfragten Motiven für die Organisierung aus. »Sportliche Ertüchtigung« stand an erster Stelle, es folgten »Abwechslung, Unterhaltung« und »sozialer Kontakt«, während die »gleiche Weltanschauung« nahezu keine Rolle spielte. Eben diesen Wechsel der Vereinsfunktion von der »Lebensgemeinschaft« zum Freizeit-Service werteten bereits zeitgenössische Beobachter als Zeichen gänzlich unterschiedlichen Lebensstils der Jugend der 1950er Jahre zu demjenigen vorangegangener Generationen.¹⁴⁸ Gerade diejenigen Jugendvereinigungen, die sich nicht von den traditionellen, kanonisierten Formen der Jugendarbeit in der Zwischenkriegszeit trennen konnten oder mochten, mußten einen gravierenden Rückgang ihres Einflusses hinnehmen.¹⁴⁹

Dies war ein Ausdruck davon, daß im letzten Drittel der 1950er Jahre viele Jugendliche neue, eigene Wege der Abgrenzung von den Erwachsenen zu suchen begannen, was sich in

142 *Blücher*, S. 95.

143 Vgl. IfD, *Junge Rundfunkhörer 1957*, hekt. Typoskript 1957; ein Exemplar im HBI; DIVO-Pressendienst, August II, 1957.

144 Vgl. *Strzelewicz*, S. 29 ff.

145 Vgl. detailliert *Gerhard Maletzke*, *Fernsehen im Leben der Jugend. Studien und Untersuchungen*, durchgeführt im Hans-Bredow-Institut für Rundfunk und Fernsehen an der Universität Hamburg, Hamburg 1959.

146 Vgl. Deutscher Sportbund (Hrsg.), *Jahrbuch des Sports*, 1955/56, 1959/60.

147 Vgl. *Jugendliche heute*, S. 157 ff.

148 Vgl. *Helmuth Croon/Kurt Utermann*, *Zeche und Gemeinde. Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet*, Tübingen 1958, S. 229 ff.; für das dörfliche Milieu vgl. *Ulrich Planck* unter Mitarbeit von *Wolf Hanke u. a.*, *Meinungsweisen und Verhaltensweisen der ländlichen Jugend*, München 1956, S. 173 ff.

149 *Martin Faltermaier* (Hrsg.), *Nachdenken über Jugendarbeit. Zwischen den fünfziger und achtziger Jahren. Eine kommentierte Dokumentation mit Beiträgen aus der Zeitschrift »deutsche jugend«*, München 1983, S. 20 ff.

Freizeit-Stilen am deutlichsten zeigte. Dabei kamen zwei Umstände zusammen. Zum einen betrat eine neue Jugendgeneration, die der um 1940 Geborenen, die Bühne. Diese Generation hatte den größten Teil ihrer Kindheit bereits in der Nachkriegszeit verlebt, war in der westdeutschen Wiederaufbau-Gesellschaft sozialisiert worden. Zum anderen begann nun, im letzten Drittel der 1950er Jahre, eine Phase besonders rascher gesellschaftlicher Wandlungen, die auch für Jugendliche bedeutsam waren. Durch die beinahe überall wirksam werdenden Arbeitszeitverkürzungen, den Übergang zur fünftägigen Arbeitswoche und den langsam steigenden Anteil von Schülern, die das Gymnasium besuchten, kamen immer mehr Jugendliche in den Genuß von mehr Zeit zur freien Disposition. Und während die Wohnverhältnisse noch sehr beengt waren, konnten Jugendliche nun auch über mehr eigenes Geld verfügen. Die 14- bis 19jährigen gaben monatlich im Durchschnitt 40 DM aus, wie in einer repräsentativen Erhebung 1959 ermittelt wurde, eine Summe von ca. 4 Milliarden DM im Jahr, die durchaus das Interesse der Konsumgüterindustrie weckte.¹⁵⁰ Auch wenn die ermittelten Wünsche der Jugendlichen vor allem auf den Erwerb langlebiger Konsumgüter zielten – im Unterschied zu den Wünschen der Erwachsenen allerdings in stärkerem Maße auf für die Freizeit nutzbare Dinge (das Moped und das Tonbandgerät standen bei den männlichen, Schallplattenspieler und Fotoapparat bei den weiblichen Jugendlichen an der Spitze der Wunschliste) –, existierten vom finanziellen Budget her doch Möglichkeiten für die Ausbildung eigener Lebensstile in der Freizeit, die durch die beengten häuslichen Verhältnisse unter Umständen zusätzlich gefördert und »nach draußen« verwiesen wurden.

Einer der Höhepunkte war dabei das Kino. Bis zur Mitte der 1950er Jahre hatte sich die Häufigkeit des Kinobesuchs der Jugendlichen nicht besonders von dem der restlichen Bevölkerung unterschieden; danach entwickelten sich die Verhaltensweisen auseinander. Als das Filmtheatersterben bereits in vollem Gange war und die Besucherzahlen stark zurückgingen, vor allem wegen der billigeren und mehr Bequemlichkeit bietenden Konkurrenz des Fernsehens, gaben Anfang der 1960er Jahre 70 % der 16- bis 24jährigen an, sie würden häufig ins Kino gehen.¹⁵¹ Die verhältnismäßig geringere Attraktivität des Fernsehens für Jugendliche und die Lockerung der familiären Bande am Feierabend und Wochenende führten dazu, daß Jugendliche das Kino vor allem als Treffpunkt für Gleichaltrige und als Ausgangspunkt anderer Unternehmungen aufsuchten. In diesem Sinn galt den zeitgenössischen Beobachtern das Kino bzw. der Kinoeingang als zentral für neue Formen der Geselligkeit Jugendlicher. Schon zu Beginn der 1950er Jahre hatte Karl Bednarik in einem heftig diskutierten Buch den neuen Typus des Arbeiterjugendlichen am Beispiel der Großstadt Wien beschrieben. Das »Herumhängen« der »Schlurfs« an den Kinoeingängen, die »Übertreibung westlicher, vermeintlich amerikanischer Kleidungsformen« und die Neigung zu »modernen Tänzen und Musik« sah er als Erkennungszeichen eines »neuen zivilistischen Typs«.¹⁵² Solche Beobachtungen gewannen in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre verstärkt Beachtung, nun unter dem Stichwort des »Halbstarken-Problems«, das Zeitungs-

150 Mit empirischem Material seit Ende der 1950er Jahre vgl. *Ruth Münster*, Geld in Nietenhosen. Jugendliche als Verbraucher, Stuttgart 1961; *Dorothea-Luise Scharmann*, Konsumverhalten von Jugendlichen, München 1965; *Manfred Hambitzer*, Jugendliche und Konsumverhalten, in: *Reinhold Bergler* (Hrsg.), Psychologische Marktanalyse, Bern etc. 1965, S. 61–85; für England vgl. *Mark Abrams*, The Teenage Consumer, London 1959.

151 Vgl. *Dieter Claessens u. a.*, Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland, Düsseldorf etc. 1965, S. 340.

152 *Karl Bednarik*, Der junge Arbeiter von heute. Ein neuer Typ, Stuttgart 1953, S. 17; Kritik daran übten vor allem die Soziologen der Schelsky-Schule, die darauf verwiesen, daß die »skeptische Generation« wenig expressiv sei, Bednarik mithin Randphänomene aufbausche. Vgl. *Blücher*, S. 29 ff.

und Illustriertenspalten füllte und eine Fülle von pädagogischer und soziologischer Literatur hervorbrachte.¹⁵³

Unmittelbaren Anlaß dafür lieferten »Krawalle« von Jugendlichen im Anschluß an erste Konzerte amerikanischer und deutscher Rock'n'Roll-Stars oder Kinovorführungen von Filmen über »Halbstarke« wie »Außer Rand und Band«, nach denen Gruppen von Jugendlichen in einigen Fällen das Gestühl zertrümmert und sich zu weiterer Aktion auf der Straßen zusammengefunden hatten. Eine detaillierte Statistik wies zwar nur ca. 100 »Großkrawalle« (mit mehr als 50 Teilnehmern) in 25 Städten zwischen 1956 und 1958 nach¹⁵⁴, aber die Stellungnahmen zum Treiben der »Halbstarke« gerieten zur Generaldebatte über das Verhältnis zwischen den Generationen; während die Soziologen der Schelsky-Schule in den 1950er Jahren das Schwinden signifikanter Unterschiede im Lebensstil der Erwachsenen und Jugendlichen betont hatten¹⁵⁵, sprach der Sozialwissenschaftler Friedrich Tenbruck Anfang der 1960er Jahre von einer jugendlichen »Teilkultur«, die sogar die Gesellschaft dominiere, weil Jugendlichkeit in ihr ein besonderes Prestige habe.¹⁵⁶

Daß die heftige Diskussion um die »Halbstarke«, im engeren Sinne ein Phänomen innerhalb der männlichen Arbeiterjugend, nur stellvertretenden Charakter für die Reflexion der Veränderungen in der Jugend der »modernen Gesellschaft« schlechthin besessen hatte, empfanden auch die Jugendlichen selbst. Denn in ihrer Mehrheit lehnten sie zwar die »Krawalle« ihrer »halbstarke« Altersgenossen ab und bewegten sich selbst in »normalen« Bahnen, aber gleichzeitig beklagten sie zunehmend das Unverständnis der älteren Generation ihren Einstellungen, Wünschen und Geschmackspräferenzen gegenüber.¹⁵⁷ Die Diffamierung des bei Jugendlichen immer beliebteren Rock'n'Roll als jugendgefährdende »Negermusik« zeigte besonders deutlich an, daß sich die Generationen in dem, was sie »schön« fanden, auseinanderzuentwickeln begannen, sich z. T. nicht einmal mehr sprachlich darüber verständigen konnten¹⁵⁸; gerade die neue Musik drückte den jugendlichen Wunsch nach mehr Lockerheit und Freiheit am nachdrücklichsten aus und wurde entsprechend von der Elterngeneration als symbolische Kampfansage aufgefaßt.¹⁵⁹ In der historisch-soziologischen Jugendforschung wird für diese Jahre ein »Wechsel des Aktivierungs- und Kontroll-Paradigmas von Jugend« angenommen.¹⁶⁰ Immer weniger prägten danach die Eltern, Geistlichen und Lehrer die Leitbilder und Verhaltensweisen der Jugendlichen; zunehmend waren es dagegen die kommerziellen Massenmedien, die sich erstmals zum Sprecher der Jugend gegenüber der älteren Generation machten. Auch wenn dieser Prozeß noch nicht abschließend untersucht worden ist, so gibt es doch etliche Indizien für die Angemessenheit, ihn als »Paradigmawechsel« aufzufassen. Erwähnt sei vor allem die Erfolgsge-

153 Vgl. mit zahlreichen Hinweisen auf die zeitgenössische Literatur *Curt Bondy u. a.*, Jugendliche stören die Ordnung. Berichte und Stellungnahmen zu den Halbstarke-Krawallen, München 1957; *Günther Kaiser*, Randalierende Jugend. Eine soziologische und kriminologische Studie über die sogenannten »Halbstarke«, Heidelberg 1959.

154 *Kaiser*, S. 102 ff.

155 Vgl. *Schelsky*, S. 81; ausführlich hierzu *Wilhelm Roesler*, Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend in der Gegenwart, Düsseldorf 1957.

156 *Friedrich H. Tenbruck*, Moderne Jugend als soziale Gruppe (1962), in: *Ludwig von Friedeburg* (Hrsg.), Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln etc. 1965, S. 87–98.

157 Vgl. die empirischen Befunde zusammenfassend *Hermann Bertlein*, Das Selbstverständnis der Jugend heute. Eine empirische Untersuchung über ihre geistigen Probleme, ihre Leitbilder und ihr Verhältnis zu den Erwachsenen, Berlin etc. 1961, S. 228 ff.

158 Vgl. *Stave*, S. 179 ff.

159 Vgl. *Zinnecker*, S. 205 ff.

160 Vgl. *ebd.*, S. 85; *Ulf Preuß-Lausitz u. a.*, Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, Weinheim 1983.

schichte der »Bravo«, deren erstes Heft im August 1956 erschien und die Ende der 1950er Jahre von mehr als 1,5 Millionen Jugendlichen gelesen wurde. Die »Bravo«, die Modetips, Geschichten von Stars und Lebenshilfe bot, distanzierte sich von den »Jugendkrawallen« nicht im konservativ-jugendschützerischen Sinn, sondern setzte den »Halbstarken« den Typ des »modernen«, netten jungen »Teenagers« entgegen. Dieser war leistungsstark und hatte im Grunde die gleichen Normen wie die Erwachsenen, war aber mit einem Hauch von hedonistischem Lebensgefühl in der Freizeit behaftet. Die »Bravo« wurde seit Ende der 1950er Jahre zur wichtigen Trägerin für Werbeangebote, die auf Jugendliche zielten – von den Schallplatten bis zur Mode – und zur Vermittlerin von US-amerikanischen Leitbildern aus dem show business und allgemein der damit assoziierten lässigeren Lebensweise.¹⁶¹

Für das Freizeitverhalten der Jugend in den 1950er Jahren können ähnliche Periodisierungen vorgenommen werden wie für das der Bevölkerung insgesamt. Der materiellen Not folgte die Wiedereingliederung des weitaus überwiegenden Teils der Jugendlichen in das Beschäftigungssystem der Wiederaufbauzeit. Extrem ausgedehnte Arbeitstage, beengte häusliche Verhältnisse, schmale Geldbeutel und die dominierende Orientierung auf einen Aufstieg durch Leistung, Verzicht und Sparsamkeit ließen für die Jugend der frühen 1950er Jahre, die »Jugend ohne Jugend«, wenig Raum für die Ausbildung eigener Freizeitstile. Erst als die um 1940 geborene zweite Jugendgeneration der Nachkriegszeit die Bühne betrat, also Ende der 1950er Jahre, änderte sich das Bild, begann die Ausbildung einer jugendlichen »Teilkultur« in der Freizeit, die sich immer weiter differenzierte.

VI. ZUM URLAUBSTOURISMUS

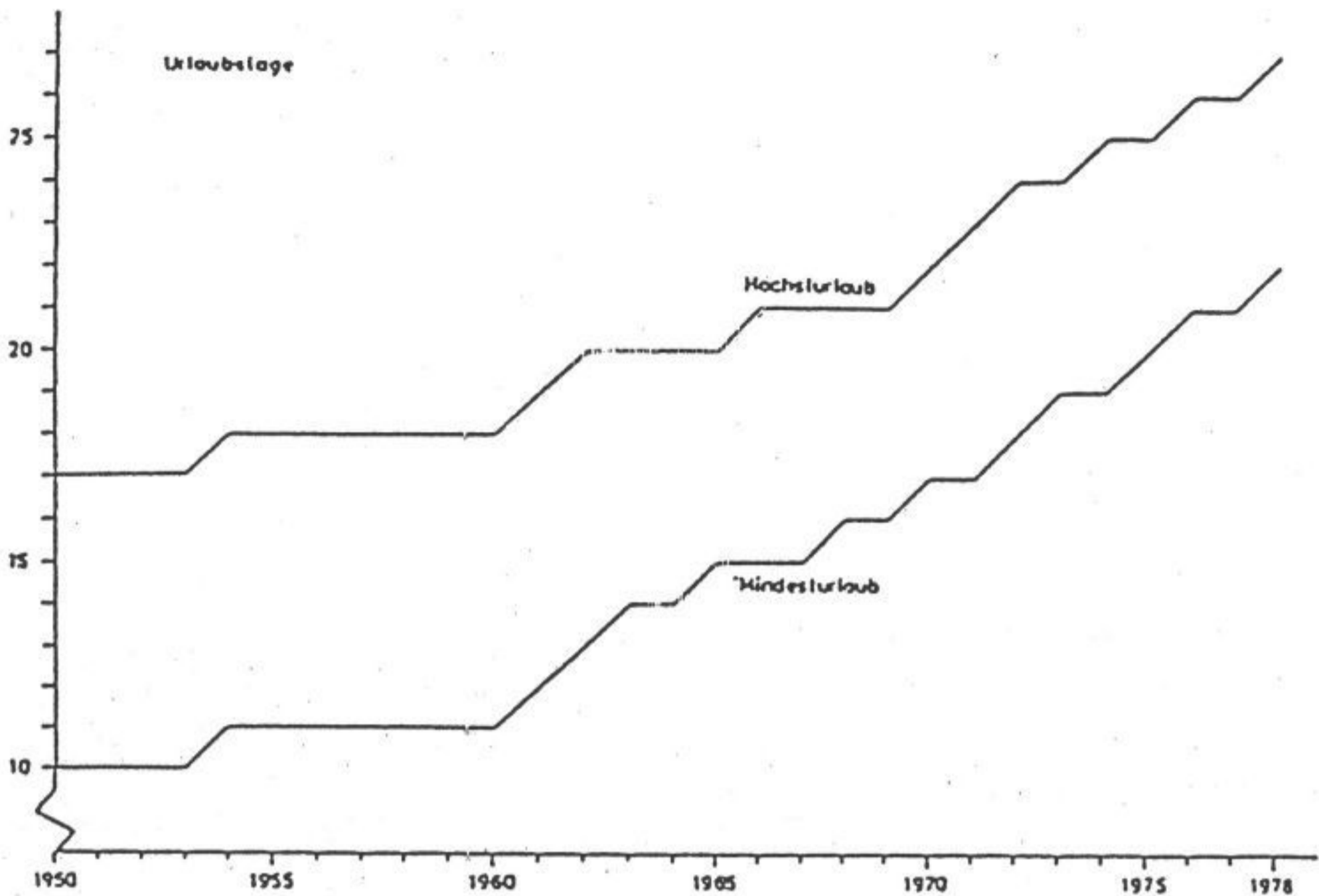
Kaum ein Sektor der Freizeit in den 1950er Jahren ist noch heute mit derart eindrücklichen Klischee-Vorstellungen verbunden wie der Tourismus: Deutsche Urlauber in Chianti-Seligkeit an den Gestaden des Mittelmeers, eine neuerliche, diesmal unmilitärische sommerliche Masseninvasion mit den Mitteln der Mark. Wie auch für die zuvor betrachteten Bereiche zeigt ein Blick auf die wichtigsten Rahmenbedingungen, daß solche Assoziationen nur wenig mit der Realität der 1950er Jahre übereinstimmen; im Wiederaufbaujahrzehnt gab es kaum eine Ausweitung der Dauer des Jahresurlaubs, der im Durchschnitt zwei bis drei Wochen betrug, und die Konzentration der Tarifpartner auf die Verkürzung der Wochenarbeitszeit seit 1956 befestigte zunächst noch die Urlaubsregelungen (vgl. Schaubild 6). Zu einer Vereinheitlichung auf Bundesebene kam es erst 1963 mit dem Bundesurlaubsgesetz; dort wurde festgelegt, daß bis zur Vollendung des 35. Lebensjahres mindestens 15 und danach 18 Werktage Urlaub im Jahr gewährleistet werden mußten.¹⁶²

Die Entwicklung des Tourismus folgte im großen und ganzen – nach vorliegenden groben Schätzungen – den langen Linien der volkswirtschaftlichen und konjunkturellen Gesamtentwicklung seit den Tagen des Kaiserreichs. Von 1872 bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs (1913) verfünffachte er sich und erreichte diesen Stand nach den Einbrüchen des Weltkriegs und der Weltwirtschaftskrise nochmals Mitte der 1920er und Mitte der 1930er

161 Vgl. *Hans Heigert*, Ein neuer Typ wird produziert: der Teenager, in: *Deutsche Jugend* 7, 1959, S. 117–121; *Paula Linhart*, Von der Teenager-Mode zur Teenager-Bewegung, in: *Unsere Jugend* 11, 1959, S. 313–316; *Theodor Dolezol*, Die Spontanen und ihre Organisatoren, in: *Deutsche Jugend* 8, 1960, S. 470–475; zur Rolle der »Bravo« vgl. neuerdings *Kaspar Maase*, BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Hamburg 1992.

162 Bundesgesetzblatt 1963/I, Nr. 1 vom 12. 1. 1963; für die tariflichen Regelungen um 1960 vgl. *Fritz Herbst*, Der Urlaub, Stuttgart 1961.

Schaubild 6: Durchschnittlicher Mindest- und Höchsturlaub für ausgewählte Tarifbereiche 1950–1978 (nach WSI-Tarifarchiv)



Quelle: Heinz-Herbert Noll, Beschäftigungschancen und Arbeitsbedingungen. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt/M. etc. 1982, S. 164.

Jahre. Entgegen mancher Legendenbildung ist darauf hinzuweisen, daß auch die KdF-bewegung des »Dritten Reiches« im kurzen Tourismusboom der zweiten Hälfte der 1930er Jahre nichts daran änderte, daß Arbeiter nur zu 5 % am gesamten Fremdenverkehr dieses Zeitraums teilhatten, die Bedeutung der NS-Politik auf diesem Gebiet – wie bei der Massen-Motorisierung (VW) – eher in der Verbreitung von konsumistischen Leitbildern lag, die in der Nachkriegszeit Befriedigung finden sollten.¹⁶³

Der Zweite Weltkrieg markierte zunächst eine tiefe Zäsur in der Entwicklung des Urlaubstourismus. Strukturelle Hemmnisse ergaben sich vor allem aus dem Zusammenbruch des Transportsystems, aus den Kriegsschäden im Beherbergungssystem, aus der Aufteilung in Besatzungszonen, aus den damit zusammenhängenden Reisebeschränkungen sowie insgesamt aus der materiellen Misere, die es nur den wenigsten erlaubte, an eine Urlaubsreise zu denken.¹⁶⁴ Der auf dem Gebiet der Bundesrepublik für touristische Zwecke zur Verfügung stehende Beherbergungsraum war durch Kriegseinwirkungen nur um ein Viertel vermindert worden. Viel gravierender wirkten sich allerdings die Zweckentfremdungen durch Einweisung von Flüchtlingen und »Besatzungsinanspruchnahmen« aus. In der Bizone standen im Oktober 1947 nur ein Drittel, zwei Jahre später dann wieder ca. 60 % der ur-

163 Vgl. Hasso Spode, Der moderne Tourismus. Grundlinien seiner Entstehung und Entwicklung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, in: Dietrich Storbeck (Hrsg.), Moderner Tourismus. Tendenzen und Aussichten, Trier 1988, S. 39–76, hier S. 68 ff.

164 Die folgenden Angaben in: Schildt, Freizeit.

sprünglich vorhandenen Bettenkapazität für touristische Zwecke zur Verfügung. Trotz dieses Kapazitätsrückgangs war Anfang der 1950er Jahre das Angebot im Durchschnitt größer als die Nachfrage, die 1949/50 nur noch einem Drittel des Standes von 1936/37 entsprach. Solche summarischen Bilanzen müßten regional differenziert werden – der bayerische Fremdenverkehr entwickelte sich schon in den ersten Nachkriegsjahren erheblich rascher als z. B. derjenige der Nordsee-Inseln – und die Stadt-Land-Unterschiede einbeziehen. In stark zerstörten Großstädten wie Köln oder Hamburg standen Anfang der 1950er Jahre nur 50 bis 60 % der vor dem Krieg vorhandenen Beherbergungskapazität zur Verfügung, was angesichts der steigenden Nachfrage nicht ausreichte.

Den vorrangigen Bemühungen um eine möglichst rasche Rekonstruktion des einmal vorhandenen Angebots entsprach auf der ästhetischen Seite die meist nahezu identische Aufmachung des Prospektmaterials der Fremdenverkehrsorte in den 1930er und frühen 1950er Jahren. Nach wie vor richtete sich die Fremdenverkehrswerbung an ein bürgerliches und mittelständisches Publikum, dem sich damit das Erlebnis des Wiedererkennens bot.¹⁶⁵ Als »Luxusware«¹⁶⁶ galt der Urlaub allerdings schon bald nicht mehr; eben dies verneinten bei einer Repräsentativ-Umfrage des Allensbacher Instituts 1955 explizit 83 %.¹⁶⁷ Der Urlaubstourismus begann, auch wenn man sich noch nicht daran zu beteiligen vermochte, immerhin als allgemeine »soziale Norm« angesehen zu werden, wie es ein Soziologe der Schelsky-Schule ausdrückte.¹⁶⁸

Eine Urlaubsreise unternahm um 1950 ca. ein Fünftel der Bevölkerung¹⁶⁹, Mitte der 1950er Jahre war es ein Viertel, um 1960 ein Drittel (vgl. Schaubild 7). In diesem Prozeß kam es allerdings nicht zu einer sozialen »Nivellierung«, für deren angebliche gesamtgesellschaftliche Tendenz der Tourismus in den 1950er Jahren immer wieder als Illustration hatte herhalten müssen. Während nach Erhebungen des DIVO-Instituts Angestellte und Beamte am Ende des Jahrzehnts etwa zur Hälfte eine Urlaubsreise antraten, waren es bei den Facharbeitern ein gutes Viertel, bei den »sonstigen Arbeitern« sogar nur ein Fünftel.¹⁷⁰ Besonders eindeutig stellt sich die Korrelation von Reisehäufigkeit und Ortsgröße dar. Die Urlaubsreise war eindeutig ein urbanes Phänomen – je größer der Wohnort, desto häufiger die Reisen. Die mit den Ortsgrößen steigenden Durchschnittseinkommen und Urlaubstage sowie der Wunsch, aus der Enge der Stadt einmal herauszukommen, spielten dabei mit anderen Faktoren zusammen.¹⁷¹

Bei den Daheimgebliebenen – also der Mehrheit der Bevölkerung – stand an erster Stelle für den Urlaubsverzicht das fehlende Geld, dann erst die fehlende Zeit.¹⁷² Dies deutet auf bereits erwähnte grundlegende Prioritäten für den Konsum hin, die es in vielen Orten eher

165 Reichhaltiges Prospektmaterial hat das Archiv für Tourismus (Berlin) aufbewahrt.

166 Robert Antoch u. a., Von Urlaubgebern und Urlaubnehmern. Provokationen zum Thema Jugendtourismus, Wuppertal 1974, S. 15.

167 IfD, Soziale Wirklichkeit.

168 Joachim Knebel, Soziologische Strukturwandlungen im modernen Tourismus, Stuttgart 1960.

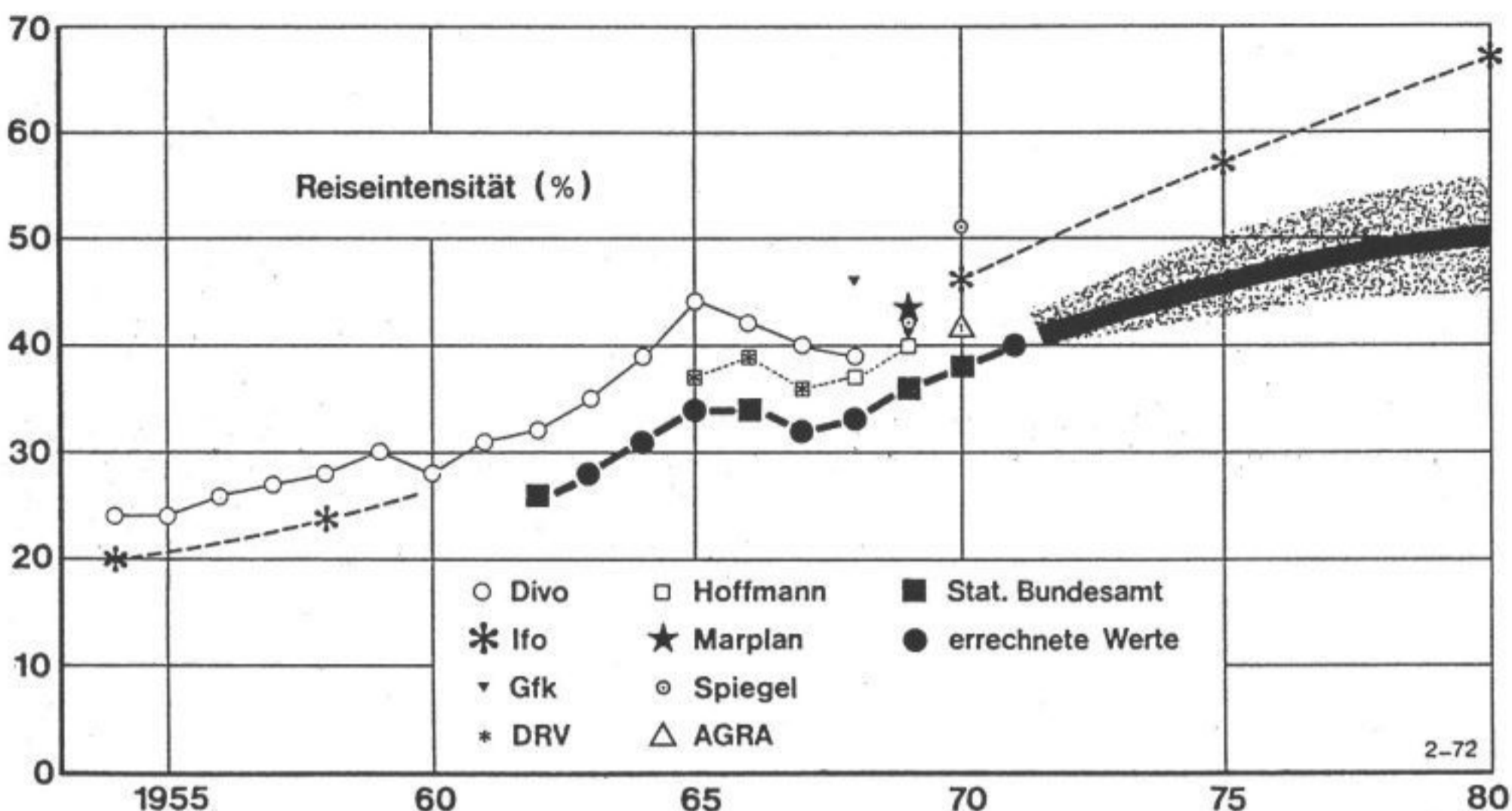
169 Die erste diesbezügliche Repräsentativumfrage wurde im Januar 1950 vom Institut für Demoskopie unternommen; vgl. Umfrage 027, wiedergegeben in: allensbacher berichte, 1986, Nr. 7, S. 7 f.

170 Vgl. detailliert DIVO-Institut, Urlaubsreisen 1968. Reiseintensität, Reisegewohnheiten der westdeutschen Bevölkerung im Zeitenvergleich 1954–1968, o. O. o. J. [1968]; vgl. für die soziale Differenzierung des Urlaubstourismus der 1960er Jahre auch Osterland u. a., S. 264 ff.

171 Ein deutsch-französischer Vergleich für das Ende der 1950er Jahre zeigt diesbezüglich die gleichen Tendenzen; vgl. Friedrich Geigant, Die Standorte des Fremdenverkehrs. Eine sozialökonomische Studie über die Bedingungen und Formen der räumlichen Entfaltung des Fremdenverkehrs, 2. Aufl., München 1973, S. 35 ff.

172 Vgl. DIVO, Urlaubsreisen 1968.

Schaubild 7: Reiseintensität der Bevölkerung der Bundesrepublik seit 1955



Bei den angeführten Namen (DIVO, GfK usw.) handelt es sich um verschiedene Umfrageinstitute, die Erhebungen zur Reiseintensität durchführten. Die schwarzen Punkte bedeuten tatsächliche Werte, errechnet vom statistischen Bundesamt. Wie ersichtlich, weichen die Angaben zwischen den verschiedenen Quellen etwas voneinander ab, aber nur der Höhe und nicht der Tendenz nach. Bis zum Jahre 1972 handelt es sich um ermittelte Werte, darüber hinaus um Extrapolationen, wobei die des IFO-Instituts überzogen sein dürften. Quelle: Wolfgang Sauer, Prognosen über die Entwicklung des Tourismus, Studienkreis für Tourismus, Starnberg 1973, S. 8.

Quelle: Erwin K. Scheuch, Soziologie der Freizeit, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 11, 2. Aufl., Stuttgart 1977, S. 1–192, hier S. 124.

als »normal« erscheinen ließen, im Urlaub zu Hause zu bleiben. Korrespondenzberichte für eine Untersuchung der Gesellschaft für Konsumforschung 1962 zeichneten gerade für kleine Ortschaften in ländlichen Gebieten ein deutliches Bild. So berichtete ein Korrespondent:

»Im Ort (in den umliegenden Orten ist es ähnlich) gilt nur der etwas, der ein eigenes Haus besitzt. Wer schon einige Jahre verheiratet ist und noch kein eigenes Wohnhaus besitzt, verliert an Achtung. Da man im allgemeinen sehr früh heiratet, fängt man noch früher zu sparen an, baut ein Haus mit viel Eigenleistung und schuftet dann, um den aufgenommenen Kredit zurückzuzahlen. Eine Urlaubsreise wäre da »Luxus« [. . .]. Fast alle Befragten waren in den letzten Jahren nicht in Urlaub gefahren, viele noch nie im Leben. Die jüngeren Leute erklärten meistens: In einigen Jahren wollen wir unsere Schulden bezahlt haben und dann werden wir uns einen Urlaub leisten.«¹⁷³

Diese typische Einstellung erklärt zum einen, warum in den 1950er Jahren die Versuche von gewerkschaftlichen und anderen Stellen, mit billigen Angeboten und Anspargmöglichkeiten einen »Sozialtourismus« (GESOREI u. a.) zu fördern, nur relativ geringen Erfolg aufzuweisen hatten, zum anderen wird der Tourismus-Boom der 1960er und 1970er Jahre als Realisierung eines zuvor durchaus verbreiteten, aber zunächst zurückgestellten Bedürfnisses angedeutet.

173 Urlaubsreisen. Eine Untersuchung der GfK-Gesellschaft für Konsumforschung, Nürnberg, und des Instituts für Absatz- und Verbrauchsforschung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (1963), in: Archiv der GfK, U 817.

An den Prospekten der Fremdenverkehrsorte aus den 1950er Jahren fällt auf, daß sie obligatorisch eine Karte mit den Eisenbahnverbindungen zeigten. Die Bundesbahn war das während des gesamten Jahrzehnts am meisten benutzte Reiseverkehrsmittel; eine nicht unerhebliche Rolle spielten auch die Autobusse, für die es bereits in der Zwischenkriegszeit ein beachtliches Liniennetz gegeben hatte. Anfang der 1960er Jahre kam dann dem privaten PKW-Urlaubsverkehr etwa der gleiche Stellenwert zu wie der Bahnreise – diese Zeit kann hinsichtlich der Verkehrsmittel als ein Kreuzungspunkt angesehen werden, von dem aus der Weg in die kommende Hegemonie von PKW und Flugzeug für die Urlaubsreise begann, während die Bedeutung der Bahn sank (vgl. Tabelle 7). Der Automobil-Boom seit den 1960er Jahren war ein wichtiger Faktor für die dann folgende Zunahme der Urlaubsreisen.

Tabelle 7: Für die Urlaubsreise benutzte Verkehrsmittel 1954 bis 1968

Mehrfachnennungen	Alle Urlaubsreisenden								
	1954 484 F %	1955 467 F %	1957 558 F %	1960 593 F %	1961 633 F %	1963 708 F %	1964 758 F %	1965 805 F %	1968 784 F %
Eisenbahn	56	53	51	42	48	39	34	35	28
Omnibus	17	18	18	16	13	14	11	6	9
PKW	19	25	27	38	39	48	53	56	62
Anderes Motorfahrzeug	9	6	6	4	3	1	1	0	0
Flugzeug	0	3	3	1	1	3	3	4	6
Schiff	2			4	1	1	2	0	1
Sonstige Verkehrsmittel	4	2	3	1	1	0	2	0	0
	107	107	108	106	106	106	106	101	106

Quelle: DIVO-Institut, Urlaubsreisen 1968. Reiseintensität, Reisegewohnheiten der westdeutschen Bevölkerung im Zeitenvergleich 1954–1968, o. O. o. J., S. 46.

Die Verkehrsmittelwahl deutet bereits auf die vorrangig besuchten Reiseziele in den 1950er Jahren hin. Sie lagen im Inland, und erst gegen Ende des Jahrzehnts spielte die Auslandsreise eine zunehmende Rolle. Ein genaueres Bild bietet die Differenzierung nach Ferienregionen. Nach der Fremdenverkehrstatistik zogen im Sommer 1957 fünf Gebiete über die Hälfte aller Übernachtungen auf sich: Alpen und Voralpen hatten einen Anteil von ca. 20 %, der Schwarzwald ca. 12 %, die Seebäder an Nord- und Ostsee ca. 11 %, der Teutoburger Wald ca. 5 % und der Harz ca. 4 %; charakteristisch ist dabei, daß die jeweiligen Fremdenverkehrsregionen deutlich unterschiedene Einzugsgebiete besaßen, die auch Ende der 1950er Jahre eng umgrenzt waren. Die große Mehrheit der Urlaubsreisenden bewegte sich nicht weiter als 500 bis 600 Kilometer von zu Hause fort. So verbuchten die Seebäder der norddeutschen Küste und der Inseln nur ein Zehntel ihrer Besucher aus den Bundesländern südlich der Mainlinie, während umgekehrt nur Bruchteile der Alpen- und Schwarzwaldtouristen aus Norddeutschland kamen.¹⁷⁴

¹⁷⁴ Vgl. *Alfred Koch/U. Hubrich*, Die innerdeutschen Fremdenströme. Eine Untersuchung über Richtung, Umfang und Struktur des innerdeutschen Fremdenverkehrs und der durch ihn bewirkten Verkehrsbelastung, München 1958, S. 59 ff.

In hohem Maße war für die Wahl des Reiseortes auch entscheidend, ob dort Verwandte oder Bekannte wohnten, bei denen man logieren konnte. Davon machten Mitte der 1950er Jahre immerhin ca. 40 % der Urlauber Gebrauch; und nachdem dieser Anteil bis zum Ende des Jahrzehnts stark rückläufig gewesen war, erhöhte er sich sogar wieder etwas, ein weiterer Hinweis auf die Konsum-Prioritäten im Wiederaufbau. Ähnlich wie bei der Wahl des Reiseverkehrsmittels lassen sich die späten 1950er Jahre auch hinsichtlich der Wahl der Unterkunft am Urlaubsort als ein Zeitraum erkennen, in dem herkömmliche Modalitäten des Reisens neben den Formen standen, die die weitere Entwicklung dominierten. Vor allem die Unterbringung in privaten Pensionen und der Camping-Tourismus nahmen stark zu (vgl. Tabelle 8).

Tabelle 8: Unterkunft im Urlaub, 1954–1961

	Alle Urlaubsreisenden				
	1954 484 F= 100 % %	1957/58 259 F= 100 % %	1959 607 F= 100 % %	1960 593 F= 100 % %	1961 633 F= 100 % %
In Pension, Fremdenheim	15	21	36	33	39
Bei Verwandten, Bekanntem	43	24	29	31	31
Im Hotel, Gasthaus	14	18	16	17	17
Im Privathaushalt	17	21	**	**	**
Campingplatz	5	6 ^a	11	11	7
Heilstätte, Sanatorium, Erholungsheim	2	5 ^b	2	4	4
Jugendherberge	4	3 ^c	2	2	2
Anderswo	6	2	5	3	5
	106*	100	101*	101*	105*

* Mehrfachrechnungen

** Nicht erfragt

a Campingplatz, Wohnwagen

b Heilstätte, Sanatorium, Erholungsheim, Kurheim, Genesungsheim

c Jugendherberge, Hütte, Jugendlager, Kinderheim, Studentenheim

Frage: Für 1954: „Wo waren Sie untergebracht?“

Für 1957/58: „Und welche Art von Unterkunft haben Sie dort gehabt?“

Für 1959, 1960, 1961: „Wo haben Sie in den Ferien in der Hauptsache gewohnt?“

Alle Fragen mit Kartenvorlage

Quelle: DIVO-Institut, Erhebungen über Tourismus. Ein Bericht über Urlaub und Reisen der westdeutschen Bevölkerung 1954–1961, Frankfurt/Main 1962, S. 39.

Tabelle 9: Urlaubsreisen ins Ausland, 1954–1961

Es unternahmen eine Urlaubsreise ins Ausland		
Jahr	Von der westdeutschen Bevölkerung %	Von den westdeutschen Urlaubsreisenden %
1954	4	15
1955	4	17
1956	5	20
1957	6	23
1957/58	8	27
1959	10	33
1960	9	31
1961	12	39

Fragen: 1954, 1955, 1956, 1957: „Wohin?“

1957/58: „Würden Sie mir bitte sagen, an welchen Orten Sie sich hauptsächlich aufgehalten haben? Liegt dieser Ort im Inland oder im Ausland?“

1959, 1960, 1961: „Wohin sind Sie gereist?“

Quelle: DIVO-Institut, Erhebungen, S. 72.

Erst Ende der 1950er Jahre begann der so gern mit dem Jahrzehnt insgesamt assoziierte Zug ins Ausland; noch 1955 besaß überhaupt erst ein Fünftel der Bevölkerung einen Reisepaß, seinerzeit unabdingbare Voraussetzung für die Auslandsreise.¹⁷⁵ Der Anteil der Bundesdeutschen, die zum Urlaub ins Ausland reisten, betrug nach einer Erhebung des DIVO-Instituts 1959 ein Zehntel, der Anteil unter den Urlaubern ein Drittel (vgl. Tabelle 9). Dabei dominierten die deutschsprachigen Nachbarländer, vor allem Österreich, während Italien als einziges nichtdeutschsprachiges Land Ende der 1950er Jahre nennenswerte Besucherzahlen, immerhin ein Viertel aller deutschen Auslandsurlauber, anlockte – auf die Gesamtbevölkerung bezogen waren dies aber eben nicht mehr als 2 bis 3 %.¹⁷⁶

Zusammenfassend läßt sich der Urlaubstourismus der Westdeutschen in den 1950er Jahren zunächst nicht nur als Rekonstruktion in quantitativer Hinsicht, sondern auch im Blick auf die Muster und Modalitäten – vom Verkehrsmittel bis zur Unterkunft – beschreiben. Zur Mitte des Jahrzehnts hin brachte eine zweite Phase den Ausbau des Tourismus über den in der Zwischenkriegszeit bereits erreichten Stand der sozialen Beteiligung hinaus, wobei der Zuschnitt der Urlaubsreise hinsichtlich der Dauer im gewohnten Rahmen blieb. Erst in einer dritten Phase, beginnend etwa mit dem letzten Drittel der 1950er Jahre, begann dann der massentouristische Boom einzusetzen, verbunden mit der spürbaren Vermehrung von Auslandsreisen und mit der festen Etablierung des Camping-Urlaubs, der in noch weit stärkerem Maße die 1960er Jahre prägte.

¹⁷⁵ IfD, Soziale Wirklichkeit.

¹⁷⁶ Vgl. DIVO-Institut, Erhebungen über Tourismus. Ein Bericht über Urlaub und Reisen der westdeutschen Bevölkerung 1954–1961, Frankfurt/Main 1962, S. 72.

VII. DISKURS ÜBER DAS »FREIZEIT-PROBLEM«¹⁷⁷

Eingebettet in andere »zeitgeistige« Diskurse der 1950er Jahre und gleichzeitig deren exemplarisches Feld – etwa für das Lamento über »Entfremdung«, »kulturelle Nivellierung« und »Konsumismus« –, begann seit Mitte und verstärkt im letzten Drittel des Jahrzehnts die öffentliche Thematisierung des angeblich schwierig zu bewältigenden »Problems« der Freizeit. Das neue Thema überlagerte bald die bis dahin vorherrschende besorgte Betrachtung der deutschen »Arbeitswut« im Zusammenhang der vor allem von den Gewerkschaften, aber auch von kirchlichen Repräsentanten und anderen gesellschaftlichen Gruppen geforderten Arbeitszeitverkürzungen.¹⁷⁸

Während die Diskussion über Möglichkeiten der Arbeitszeitverkürzung in der ersten Hälfte der 1950er Jahre zwar z. T. von überzogenen Annahmen über deren Tempo und Auswirkungen geprägt war, kreiste sie doch um ein deutlich faßbares Phänomen. Das kann man von der Diskussion über die Freizeit nur bedingt behaupten. Zwar blieb die Arbeitszeitverkürzung, die in technisch-utopischem Denken unter Stichworten wie »Rationalisierung« und »Automatisierung« als unbegrenzt angesehen wurde, ein realer Bezugspunkt, aber meist verwischten sich Zukunftsprognose und Gegenwartsbetrachtung derart, daß die Befreiung von der Arbeit bereits als Gegenwart erschien. Hinzu kam, daß die sozialempirisch ermittelte Entwicklung des durchschnittlichen realen Freizeitverhaltens mit seinen unspektakulären Zügen sich festigender Häuslichkeit den meisten zeitgenössischen Diskutanten unbekannt war oder von ihnen souverän ignoriert wurde. Auf zahllosen Podien, in der Presse und im Rundfunk wurde das »Freizeit-Problem« als eine »echte moderne Frage«¹⁷⁹ aufgeworfen, wurde versucht, in einzelnen Phänomenen des Freizeitverhaltens – an erster Stelle standen Themen des jugendlichen Verhaltens in der Freizeit, des Medienkonsums im anbrechenden »Fernsehzeitalter« und des »Massentourismus« – die Fragwürdigkeit der »modernen Gesellschaft« komprimiert aufzufinden und exemplarisch zu diskutieren; damit handelte es sich um eine typische »polylogische Problemagglomeration«, wie der Soziologe Hans Linde dies – schon 1958 – begrifflich fixierte¹⁸⁰, bei der eine durchgängige Berücksichtigung der empirischen Basis die kulturpessimistische Botschaft ohnehin nur gestört hätte – eine Tendenz übrigens nicht nur in der westdeutschen Diskussion.¹⁸¹

177 Vgl. zum folgenden ausführlicher *Schildt*, Freizeit; an dieser Stelle werden lediglich direkte Zitatebelege und zentrale Hinweise präsentiert.

178 Zum Konjunkturverlauf des Themas »Arbeitszeit« in den 1950er Jahren vgl. detailliert *Friedhart Hegner/Margarete Landenberger*, Arbeitszeit, Arbeitsmarkt und soziale Sicherung. Ein Rückblick auf die Arbeitszeitdiskussion in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945, Opladen 1988, S. 119 ff.; illustrativ *Udo Achten*, Mehr Zeit für uns. Dokumente und Bilder zum Kampf um die Arbeitszeitverkürzung, Köln 1984, S. 186 ff.; *Günter Scharf*, Geschichte der Arbeitszeitverkürzung. Der Kampf der deutschen Gewerkschaften um die Verkürzung der täglichen und wöchentlichen Arbeitszeit, Köln 1987 (Schlußkapitel zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg); *Schneider*, Streit um Arbeitszeit.

179 *Alfons Otto Schorb*, Wem gehört die Freizeit?, Mannheim 1960, S. 4; wortgleich *Alois Schardt*, Zum Stand der Freizeitdiskussion, in: Um die freie Zeit. Ein katholisches Werkbuch, Altenberg 1962, S. 67–81, hier S. 70; vgl. auch *Hans Loskant*, Arbeit, Freizeit und Gesundheit, in: Weltgesundheitstag 1960. Gesundheit und Freizeit, hrsg. vom Bundesausschuß für gesundheitliche Volksbelehrung, Bonn 1960, S. 75–79.

180 *Hans Linde*, Über die soziologische Analyse polylogischer Felder, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 114, 1958, S. 527–546, Zitat S. 529.

181 Zur Analyse der zeitgenössischen Mixtur der Freizeit-Diskurse vgl. *Kurt Hammerich*, Kritische Studien zur Freizeitpädagogik und Freizeitsoziologie, 2. Aufl., Kastellaun 1978, S. 58 ff.; zum internationalen Vergleich der Freizeit-Diskurse der späten 1950er Jahre vgl. *Jacob van der Pot*, Die Bewertung des technischen Fortschritts. Eine systematische Übersicht der Theorien, Assen/Maastricht 1985, S. 594 ff.

Allenthalben wurde bezweifelt, »ob die Menschheit für so viele freie Zeit auch gerüstet sei«¹⁸², erschien das Übermaß an Freizeit als »Geschenk und Verderb zugleich«.¹⁸³ Dieses Besorgnis wurde nicht nur in der unternehmerfreundlichen Presse gepflegt, sondern war konsensuale Grundlage des Diskurses. In den »Gewerkschaftlichen Monatsheften« z. B. lamentierte der Theologe Helmut Thielicke über die »Not mit dem Umgang der Freizeit«.¹⁸⁴

Der elitäre Charakter des Diskurses drückte sich in einer stetig variierten Entgegensetzung aus; der sich in Arbeit verzehrenden, durch eine »angina temporis«¹⁸⁵ gestreßten »sozialen Oberschicht« standen danach die »Massen« als neue »Freizeitbourgeoisie«¹⁸⁶ gegenüber. Für die »Neigung zur Konformität«¹⁸⁷, welche die Massen in ihrer Freizeit an den Tag legten, wurde die »Entfremdung« – ein zeitgenössischer Schlüsselbegriff – entweder als Ausdruck religiöser Sinnkrise oder als Folge der »Maschinenkultur universalen Ausmaßes«¹⁸⁸ als wichtigste Ursache immer wieder genannt. In den Erörterungen des »Freizeit-Problems« mischte sich dies im übrigen; die für die 1950er Jahre kennzeichnende Wiederentdeckung des »jungen Marx« im Kontext theologisch-sozialer Diskussionen, vor allem auf evangelischer Seite, stand dabei im Hintergrund.

Eine andere, noch häufiger gewählte Möglichkeit war es, die Freizeitsphäre selbst als Quelle der Entfremdung zu betonen. Nachdem die von Marx analysierte »riesige kapitalistische Apparatur«, so Alfred Weber, durch die Kämpfe der Arbeiterbewegung gezähmt worden sei, sei eine »zweite riesige Maschinerie« herangewachsen,

»eine technische Apparatur, kann man wohl sagen, die von Geschäftemachern betrieben wird, die die Absicht hat, gerade diese Freizeit für sich zu verwenden, indem sie durch Sensationen und alles mögliche, was anzieht, Triebhaftigkeit erregt, Gefühle entfesselt, den Menschen ebenfalls sich selbst zu entfremden versucht.«¹⁸⁹

Ob wie hier noch ein Subjekt des Prozesses, die »Geschäftemacher«, namhaft gemacht wurde, oder ob die »technische Apparatur« ein anonymes System war, von dem man mit Hans Freyer sagte, »der Mensch wird gelebt«¹⁹⁰, spielte dabei eine untergeordnete Rolle. Wichtig war die Feststellung des entfremdeten, manipulierten bzw. »außengeleiteten«¹⁹¹

182 *Annemarie Weber*, Für die Freizeit gerüstet?, in: Rheinischer Merkur vom 11. 10. 1957.

183 *Erich Dombrowski*, Ausflüge – Ausflüchte?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24. 8. 1957.

184 *Helmut Thielicke*, Freiheit und Freizeit, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 10, 1959, S. 336–342, Zitat S. 336.

185 *Jürgen Eick/Kurt Gauger*, Angina temporis – Zeitnot, die Krankheit unserer Tage, Düsseldorf 1955.

186 *Robert Svoboda*, Seelsorge zwischen Konjunkturglanz und Krisenschatten, in: *Walter Baumeister/Hansmartin Lochner* (Hrsg.), Der unbewältigte Wohlstand. Jahrbuch für Volksgesundheit 1957, Hamm/Westfalen 1957, S. 38–43, Zitat S. 43.

187 *Arnold Bergsträsser*, Die Dichtung und der Mensch des technologischen Zeitalters, in: Merkur 7, 1953, S. 1–13, Zitat S. 6.

188 *Jürgen Habermas*, Die Dialektik der Rationalisierung, in: Merkur 8, 1954, S. 701–724, Zitat S. 703.

189 *Alfred Weber*, Die Bewältigung der Freizeit, in: *Fritz Koch* (Hrsg.), Revolution der Roboter. Untersuchungen über Probleme der Automatisierung, München 1956, S. 141–160, Zitat S. 143.

190 *Hans Freyer*, Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955, S. 227.

191 Dies war die Schlüsselkategorie des zeitgenössisch einflußreichen Buches von *David Riesman*, Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von *Helmut Schelsky*, 12. Aufl., Reinbek 1968 (erst-mals 1958).

Zwangscharakters der Freizeit, von der die kirchliche, pädagogische und sonstige öffentliche Freizeitdiskussion lebte. Von der »Entfremdung der Massen« wiederum konnte der Bogen zur »Nivellierung« geschlagen werden. Helmut Schelsky hatte im »Merkur« schon 1954 seine These der sozial »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« kulturalistisch dahingehend ergänzt, daß einhergehend damit die »gleichmäßige Absättigung dieser Freizeitbedürfnisse durch die Massenproduktion der Radio-, Kino-, Illustrierten- und Readers-Digest-Kultur« erfolge.¹⁹² Es waren, wie der österreichische Publizist Karl Bednarik in den »Gewerkschaftlichen Monatsheften« ausführte, »dieselben Leute, die auf der einen Seite die Einheitspackung ihrer Lebensmittel, auf der anderen Seite das Filmabonnement im Vorstadt-Kino und das Radio-Wunschkonzert wahl- und kritiklos in Kauf nehmen.«¹⁹³ Die überall kolportierte Ansicht einer nivellierten Freizeitkultur wurde selbstverständlich keines Beweises für nötig befunden.

Der Gefahr einer entfremdeten Freizeit wurde die Rückbesinnung auf die »Muße« entgegengestellt. Zurückgegriffen wurde damit auf einen alten, im 19. Jahrhundert sogar schon etwas veralteten Begriff, der in der Zwischenkriegszeit zwar bisweilen gebraucht worden war¹⁹⁴, nun aber, in den 1950er Jahren, kräftig revitalisiert wurde. Den größten Anteil daran hatte die kirchliche Publizistik. Im katholischen Raum diente vor allem das immer wieder zitierte Werk »Muße und Kult« des Soziologen und Philosophen Josef Pieper als Grundlage.¹⁹⁵ Gegen die »Diktatur der bloßen Nützlichkeit«¹⁹⁶, so formulierte Pieper, der von seinen Zeitgenossen als Antipode der protestantischen Arbeitsethik eines Max Weber gesehen wurde, sollte die Ruhe, dann Muße gesetzt werden, die schließlich wieder dem religiösen Kult zu seinem Recht verhelfen würde. Sehr ähnliche Vorstellungen bestanden auf evangelischer Seite. Die Warnung vor »Vielgeschäftigkeit« und »Ruhelosigkeit« in der »Leistungsgesellschaft« und die Frage: »Wann wird Leistung zum Götzendienst?« waren z. B. wichtige Themen des Evangelischen Kirchentages 1959.¹⁹⁷

Ein vielfach noch mit großer Unbekümmertheit verwandtes Stichwort aller Erörterungen lautete »Freizeitgestaltung«. Vor allem in der katholischen Publizistik kennzeichnete dieser Begriff die Opposition gegen den »Freizeitkonsumismus«¹⁹⁸, in der sich erst die »christliche Erfüllung der Freizeitaufgabe« bewiese. In diesem Sinn versprach Bundeskanzler Adenauer in seiner Regierungserklärung von 1957 die Mithilfe »bei einer sinnvollen Gestaltung der Freizeit«¹⁹⁹, und auch der sozialdemokratische Bildungspolitiker Ulrich Lohmar sah die »Freizeitgestaltung« als zentralen positiven Gegenbegriff zur konsumistischen Freizeitverwendung.²⁰⁰

192 Helmut Schelsky, Zukunftsaspekte der industriellen Gesellschaft, in: Merkur 8, 1954, S. 13–28, Zitat S. 23.

193 Karl Bednarik, Kultur und Massengesellschaft, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 4, 1953, S. 571–577, Zitat S. 573.

194 Vgl. Fritz Klatt, Die schöpferische Pause, Jena 1921; Johan Huizinga, Homo ludens (1938), Hamburg 1956.

195 Josef Pieper, Muße und Kult, München 1948.

196 Ders., Muße und menschliche Existenz, in: Universitas 14, 1959, S. 303–308, Zitat S. 305.

197 Ihr sollt mein Volk sein. Vorbereitungsheft für den 9. Deutschen Evangelischen Kirchentag in München vom 12.–16. August 1959, Stuttgart 1958, S. 52 f.

198 Johannes Binkowski, Freizeitkonsum oder Freizeitgestaltung, in: Walter Baumeister/Hansmartin Lochner (Hrsg.), Muße – Technik – Freie Zeit. Jahrbuch für Volksgesundheit 1958, Hamm/Westfalen 1960, S. 26–36.

199 Zitiert nach Hans Ulrich Behn, Die Regierungserklärungen der Bundesrepublik Deutschland, München etc. 1971, S. 69.

200 Ulrich Lohmar, Der Mensch in der Industrielwelt und sein Lebensraum, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 12, 1961, S. 705–710.

Die z. T. sogar vehement geäußerte Kritik am Begriff der »Freizeitgestaltung« zeigte allerdings auch Tendenzen, die ungeplante Freizeit in der zivilistischen Nachkriegsgesellschaft von den Versuchen zur Reglementierung der Freizeit im »Dritten Reich« positiv abzusetzen. So meinte Bundespräsident Theodor Heuß, ihn erinnere der Begriff der »Freizeitgestaltung« penetrant an »Kraft durch Freude«. ²⁰¹ Und der Generaldirektor des Volkswagenwerks, Paul Nordhoff, sprach von einem »grauenhaften Wort und einem schrecklichen Begriff«. ²⁰²

Hinter der Ablehnung jeglicher gelenkter Freizeitgestaltung stand in erster Linie eine andere Sichtweise als bei den auf den »Konsumismus« fixierten Diskutanten. Der Darmstädter Bürgermeister Heinz-Winfried Sabais sah mit der durch Automation zu erreichenden Arbeitszeitverkürzung die »ungeahnte Chance der Selbstvermenschlichung« in der Freizeit gegenüber der »Selbstentfremdung« in der Produktion. ²⁰³ Aber solche Stimmen waren im Freizeit-Diskurs der 1950er Jahre deutlich in der Minderheit. Eher setzte sich eine Tendenz durch, auf den Begriff der »Freizeitgestaltung« zu verzichten, sich sogar explizit gegen die Gängelung der Freizeit wie im »Dritten Reich« oder in der »Sowjetzone« zu wenden, und demgegenüber die Konzeption der »Freizeithilfe« zu vertreten, die als Teil des geistigen Wiederaufbaus galt. Im »Rheinischen Merkur« wurde die Aufgabe folgendermaßen formuliert: »Nachdem das Brot gesichert ist, gilt es die ›Spiele‹ zu organisieren – aber so, daß die Vermassung nicht gefördert, sondern eingedämmt wird.« ²⁰⁴ Diesem Motto gemäß häuften sich seit dem letzten Drittel der 1950er Jahre pädagogische Ratschläge, Förderungsmaßnahmen auf der Ebene von Verbänden und Vereinen, Versuche organisatorischer Koordination usw., um den Menschen zu einer »sinnvollen Freizeit« ²⁰⁵ zu verhelfen. Nicht mehr »lähmender Kulturpessimismus« und bestenfalls vorbildhafte Askese sollten, wie noch in den frühen 1950er Jahren, im Mittelpunkt der Vorschläge stehen, sondern eine »konstruktive Freizeitkritik« ²⁰⁶ als Stärkung der Widerstandskraft gegen den bewußtlosen Freizeit-Konsum, demgegenüber eine souveräne Haltung des Gewachsenseins gefordert war. Der Pädagoge Erich Weber faßte dies in seinem umfangreichen Werk über das »Freizeitproblem« Anfang der 1960er Jahre zusammen: »Die Bewältigung des Konsums ist das eigentliche Thema der vieldiskutierten Freizeitgestaltung. Indem der Mensch mit den Gütern der Epoche umzugehen lernt, wird er die Freizeit zu gestalten vermögen.« ²⁰⁷

VIII. AM ENDE DER 1950ER JAHRE: BILANZ DER FREIZEITENTWICKLUNG IM WIEDERAUFBAU

Die allmähliche Entdramatisierung des Diskurses über das »Freizeit-Problem« spiegelte den Lernprozeß der westdeutschen Gesellschaft, die, mit Hilfe günstiger weltwirtschaftlicher Rahmenbedingungen, in rasanter Geschwindigkeit die Rekonstruktion vormals erreichter Standards erreicht hatte und sich anschickte, in ein neues Stadium der Wohlfahrtsentwicklung einzutreten. Die aus verschiedenen Traditionsbeständen gespeiste Übertrei-

201 Zitiert nach Muße, Langeweile oder Zeitvertreib, in: Industriekurier vom 5. 2. 1955.

202 Zitiert nach Was sollen wir an Feiertagen tun?, in: Handelsblatt vom 30. 3. 1956.

203 Heinz-Winfried Sabais, Freizeit, Sputnik – und was nun?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31. 5. 1958.

204 Emil Küng, Wohin mit der Freizeit?, in: Rheinischer Merkur vom 25. 11. 1960.

205 Vgl. Ludwig Erhard für sinnvolle Freizeit, in: Ruf ins Volk 9, 1957, S. 82.

206 Wolfgang Höpker, Mehr Freizeit – aber wozu?, in: Christ und Welt vom 24. 5. 1956 und vom 21. 3. 1957.

207 Erich Weber, Das Freizeitproblem. Anthropologisch-pädagogische Untersuchung, München etc. 1963, S. 171 f.

bung des »Freizeit-Problems« war in gewisser Weise die verzerrte Reflexion und Antizipation des erstaunlichen Anfangstempos der im Alltag spürbaren Modernisierung. Als der sich in den 1960er Jahren steigernde Boom – Zunahme von Autos, Fernsehgeräten, Urlaubsreisen usw. – immer mehr als »normal« empfunden wurde, flaute die Konjunktur für den Diskurs über das »Freizeit-Problem« ab, wobei einzelne Teile sich durchaus als Themen hielten oder sogar später ein come back erlebten.²⁰⁸

Der reale Stand der Freizeitentwicklung am Ende der 1950er Jahre zeigt, daß zwar sowohl die Rahmenbedingungen – Arbeitszeiten, Wohnraum, finanzielle Mittel – wie auch der Zuschnitt des Freizeitverhaltens sich noch nicht grundlegend von der Situation am Anfang des Jahrzehnts unterschieden, aber gleichzeitig hatten alle jene Entwicklungen ihren Anfang genommen, die seither den Lebensstil der Bevölkerung in der Freizeit prägten: der Übergang zum »langen Wochenende«, die Vermehrung der Eigenheime an der Peripherie der Städte, die Automobilisierung, die Ablösung des Radios durch das Fernsehen als die Häuslichkeit organisierendes und festigendes elektronisches Medium, die Herausbildung einer sich im folgenden immer weiter ausdifferenzierenden jugendlichen Teilkultur und der Aufschwung des modernen Massentourismus, gewissermaßen als Gegenpol der neu befestigten und weiterhin dominierenden Häuslichkeit. Insofern gewinnt das Ende der 1950er Jahre als entscheidende sozialhistorische Umbruchszeit der Freizeitentwicklung Kontur, die nicht zuletzt aus diesem Grund anhaltende ästhetische Faszination und allmählich auch historisches Interesse auf sich zieht.

208 Als vielleicht prominentestes Beispiel sei verwiesen auf die Fernsehkritik des Philosophen *Günther Anders*, *Die Antiquiertheit des Menschen*, Bd. 1: *Über die Seele im Zeitalter der zweiten technischen Revolution*, 7. Aufl., München 1987 (erstmalig 1956); im Gegensatz zur heute bisweilen kolportierten Legende, daß Günter Anders mit seinem Buch in den 1950er Jahren »kaum wahrgenommen« worden sei, weil er »Verstöße wider den Zeitgeist des technisch-materiellen Fortschritts« begangen habe, wie *Peter Dahl*, *Sozialgeschichte des Rundfunks für Sender und Empfänger*, Reinbek 1983, S. 230 f., betonte, fällt die breite zeitgenössische Diskussion von Anders Thesen – sie ist bislang allerdings nicht näher untersucht worden – durchaus auf.